
Zeitschrift für Archäologie

des Mittelalters

Herausgegeben von
W. Janssen und H. Steuer

Jahrgang 7-1979



Rheinland Verlag GmbH - Köln
in Kommission bei Rudolf Habelt Verlag GmbH - Bonn

NEUES HAUSGERÄT, NEUE HÄUSER, NEUE KLEIDER —
EINE BETRACHTUNG DER STÄDTISCHEN KULTUR IM 13. UND 14. JAHRHUNDERT
SOWIE EIN KATALOG DER METALLENEN HAUSGERÄTE

von
Max Hasse, Lübeck

1. Stadtentwicklung und Lebensstandard
2. Technische Innovationen
3. Bürgerlicher Hausrat
 - 3.1 Tafelsilber und Tischgeschirr
 - 3.2 Eherne und zinnerne Gefäße
 - 3.3 Umfang des Besitzes an Metallgerät
 - 3.4 Textilien
 - 3.5 Möbel
4. Das Haus
5. Kleidung und Mode
6. Anstieg des Lebensstandards
7. Katalog der im Hause gebrauchten Geräte aus Metall
8. Literatur- und Quellen-Abkürzungen

Besitz dieser Bürger in außerordentlicher Weise. Die Städte waren wieder zum tragenden Element des Wirtschaftssystems geworden. Daher nahmen die Bürger auch einen Teil der Macht für sich in Anspruch. Diese Entwicklung ist immer wieder beschrieben worden. Die Frage aber, in welcher Weise die Bürger den gewonnenen Reichtum nutzten, um ihren Lebensstandard zu verbessern, wurde nie ernsthaft gestellt². Dabei muß doch das Streben nach sicheren und besseren Lebensverhältnissen die eigentliche Triebfeder für die Anstrengungen gewesen sein, die zu diesem Anstieg der Städte führte.

Man hat natürlich nicht gänzlich darauf verzichtet, das Leben der mittelalterlichen Menschen darzustellen. Für das 11., 12. und 13. Jahrhundert entwarf man auf Grund literarischer Zeugnisse

1. Stadtentwicklung und Lebensstandard

Im 11. und 12. Jahrhundert gewannen die Städte allmählich einen Teil ihrer alten Bedeutung zurück¹. Das Städtenetz wurde sogar weiter ausgebaut. In den beiden folgenden Jahrhunderten vermehrten sich die Zahl der Bürger und der

darauf zugesagte schriftliche Bearbeitung scheiterte, da ich über der Alltagsarbeit nicht die nötige Muße fand, das erforderliche Vergleichsmaterial aus anderen Landschaften zu beschaffen. Erst der Ruhestand gab mir genügend Zeit, die Arbeit zu vollenden. In einem Kurzvortrag, veröffentlicht in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte, Bd. 4, Beiträge des Lübecker Symposions 1978 zur Geschichte und Sachkultur des Mittelalters und der Neuzeit, habe ich zunächst über die Ergebnisse berichtet und Anfang 1979 im Rahmen der Kölner Parlerausstellung die dem Katalog vorangestellten Ausführungen vorgetragen.

¹ Bereits 1949 begann ich mit der Verzettelung der 1900 Lübecker Bürgertestamente des 13. und 14. Jahrhunderts. Für die Festschrift zu Erich Meyers sechzigstem Geburtstag (1957) hoffte ich, einen ersten zusammenfassenden Bericht über diesen Komplex geben zu können, mußte jedoch, durch äußere Umstände verhindert, absagen. 1958 holte ich in Lübeck auf einer Tagung der Arbeitsgemeinschaft für Landes- und Volkstumforschung Schleswig das Versäumte in einem Vortrag nach und zwar unter dem Titel „Hausrat und Kleidung im 13. und 14. Jahrhundert im Spiegel der Lübecker Testamente“. Eine

² Bei A. Borst, Lebensformen des Mittelalters (Frankfurt a. M. 1973) und in dem Band der Kindlerschen Kulturgeschichte von F. Heer, Mittelalter (Zürich 1961) werden die hier behandelten Probleme praktisch ignoriert. Heer begnügt sich mit einem auch sonst beliebten Hinweis auf das kümmerliche Leben eines britischen Landlords. Die älteren Kulturgeschichten von Scheer und anderen bringen alle nur zusammenhanglose Notizen zum Alltag des frühen und hohen Mittelalters. Als Materialsammlungen immer noch unentbehrlich



Abb. 1 Deckel eines Evangeliers, Köln um 1160, Köln Schnütgenmuseum.

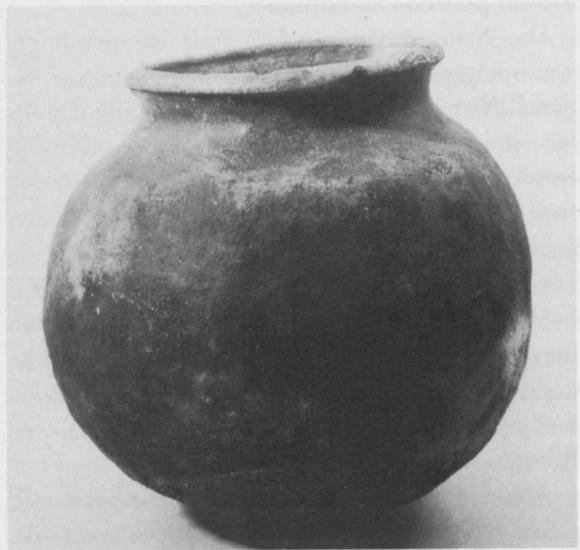
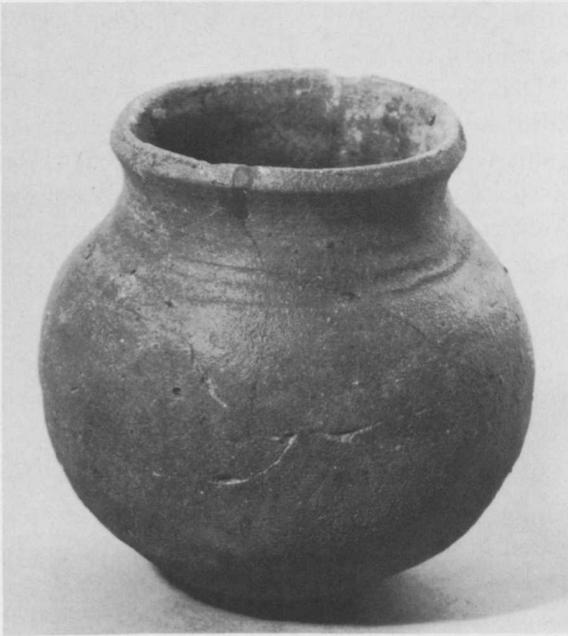


Abb. 2 Töpfe, grau-schwarze Keramik, Köln, 12. Jahrhundert, Kölnisches Stadtmuseum.

ein Idealbild ritterlichen Lebens³. Falls man auf den Alltag dieser Menschen zu sprechen kam, begnügte man sich mit vagen Hinweisen oder mit der Feststellung, man wisse darüber nichts Näheres. Für das 14. Jahrhundert haben die ungewöhnlich ausführlichen Inventare der französischen Potentaten Historiker wie Kunsthistoriker derart fasziniert, daß sie darüber vergaßen, die nun schon reichlich angebotenen Quellen zum bürgerlichen Leben eingehender zu studieren⁴.

Das bürgerliche Leben aber wurde gewöhnlich

von den sehr genauen bildlichen wie schriftlichen Darstellungen des 15. und 16. Jahrhundert her beschrieben. Aus dieser Zeit sind auch schon verhältnismäßig viele Gegenstände bekannt. Einen breiten Raum nimmt bei diesen Schilderungen des bürgerlichen Lebens der Hausrat ein. Meist legen diese Publikationen nun nahe, ähnlich müsse es auch schon im frühen und hohen Mittelalter gewesen sein. Man unterstellt einfach, die entsprechenden Gewerbe hätten im 15. Jahrhundert lediglich ihre Technik verfeinert. Nirgends

sind: A. Schultz, *Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert*. Große Ausgabe, 2 Halbbände (Wien 1892) sowie M. Heyne, *Fünf Bücher der deutschen Hausaltertümer* (3 erschienen) Bd. 1: Das deutsche Wohnungswesen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert; Bd. 2: Das deutsche Nahrungswesen; Bd. 3: Körperpflege und Kleidung (Leipzig 1899—1903).

³ Bei A. Schultz, *Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger*, 2 Bde. (Leipzig 1879/80) werden in Bd. 1, 214 ff. Vorstellungen, die dem späten Mittelalter entnommen sind, wie der verbreitete Gebrauch von Zinngeschirr, mit Nachlassinventaren hoher Herren aus dem frühen und hohen Mittelalter und mit Zitaten aus den Versepen der Zeit zu einem Bild vereinigt. In neueren Darstellungen ritterlichen Lebens verfuhr man nicht anders oder sprach den Alltag dieser Herren überhaupt nicht an, so A. Freiherr von Reitzenstein, *Rittertum und Ritterschaft*. Bibliothek des Germ. Nationalmuseums zur Deutschen Kulturgeschichte Bd. 32 (München 1972).

⁴ Die von Jules Laborde zwischen 1849 und 1879 in verschiedenen Veröffentlichungen behandelten Inventare König Karls V. und seines Bruders, des Herzogs von Anjou, sowie das Inventar der Herzöge von Burgund, das von Jules Giuffres, Paris 1894/96, herausgegebene Inventar des Jean Duc de Berry und das 1906 von Henri Moranvillé herausgegebene Inventar Louis L., Duc d'Anjou, haben die Fachwelt derart fasziniert, daß andere Quellen kaum noch Interesse erregten. J. Huizinga, *Herbst des Mittelalters*. Studien über die Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden (zuerst erschienen 1924), hat die Vorstellungen vom ausgehenden Mittelalter schließlich fast festgeschrieben, obwohl der Verfasser selbst im Untertitel auf die Begrenztheit seines Vorhabens hinweist. So hat die Kölner Ausstellung von 1970 „Herbst des Mittelalters — Spätgotik in Köln und am Niederrhein“ kaum etwas mit den von Huizinga beschriebenen Lebens- und Geistesformen zu tun.

wird aber einmal sichtbar gemacht, welche außerordentlichen Anstrengungen es bedurfte, um zu diesem Hausrat zu kommen⁵.

Die Kunstgeschichte hat diese Betrachtungsweise unterstützt, wenn nicht sogar herausgefordert⁶. Vor allem an Hochleistungen interessiert, hat sie jenen Teil der künstlerischen Produktion herausgestellt, der, auf der antiken Überlieferung fußend, von den mittelalterlichen Menschen ausgebildet worden war. Unberücksichtigt blieb die zwispaltige Situation. Nimmt man, wie bei Frühkulturen üblich, die Keramik zum Maßstab für das Niveau der Kultur, so wird man das frühe und hohe Mittelalter sehr niedrig einstufen müssen. Die mittelalterlichen Töpfer waren bei den Römern nicht in die Schule gegangen⁷.

Auf der oberen Ebene trumpfte man also mit geborgten und dann selbstständig weiterentwickelten Formen auf, auf der unteren Ebene gab man sich mit schlichtestem Gebrauchsgut zufrieden. Die Situation entsprach in etwa der, in der sich heute viele Entwicklungsländer befinden, allerdings mit einem wesentlichen Unterschied: Damals fiel alles, was man nicht sogleich akzeptierte, der Vergessenheit anheim. Heute kann

man jederzeit bei den Industrieländern wieder nachfragen.

Den Gegensatz verdeutlicht am besten eine kostbare Goldschmiedearbeit (Abb. 1) neben graphitierte Keramiktöpfe (Abb. 2) gestellt. Eine solche Gegenüberstellung ist nicht überspitzt. Auf derartig schlichte Gefäße aus Keramik oder Holz war damals der bürgerliche Haushalt im wesentlichen angewiesen.

2. Technische Innovationen

Wo aber war die hochentwickelte Technik der Antike geblieben? Manche Errungenschaften waren in der Völkerwanderungszeit verlorengegangen. Einen nicht unerheblichen Teil der Kenntnisse hatte man in besonders begünstigten Landschaften, vor allem im Osten des zerfallenen römischen Reiches oder auch in Klosterwerkstätten, bewahren können. In den Klöstern waren jedoch nur Techniken gepflegt worden, die zur Ausgestaltung der Gotteshäuser und des Gottesdienstes von Nutzen sein konnten. So geriet noch im 8. und 9. Jahrhundert eine im fränkischen

⁵ Bezeichnend für die allgemein verbreitete Auffassung ist die reich bebilderte Darstellung von R. Delort, *Le Moyen Age. Histoire illustrée de la vie quotidienne* (Lausanne 1972). Um das Leben des mittelalterlichen Menschen zu illustrieren, werden vor allem Darstellungen des 15. und frühen 16. Jahrhunderts herangezogen, wenn es gerade paßt aber auch Bilder des 10.—14. Jahrhunderts. Auf die verschiedene Zeitstellung der Abbildungen wird nicht eingegangen, so als ob das Mittelalter eine vollkommen in sich geschlossene Einheit wäre. Nur ausnahmsweise wird für eine Illustration ein ungefähres Datum angegeben. Als ebensowenig ertragreich erwies sich die bei Hachette in Paris erschienene Reihe „La vie quotidienne“ (In Frankreich gehört dieses Thema zum Schulstoff!). Die Dissertation von W. Treue, *Wandel der Lebenshaltung* (1939) (1961 bei Fischer als Taschenbuch erschienen unter dem Titel: *Kulturgeschichte des Alltags*) streift nur einleitend das frühe und hohe Mittelalter. Treue beginnt die Reihe seiner Belege erst mit Beispielen aus dem späten Mittelalter. Auch G. Schiedlauskys Darstellung: *Essen und Trinken, Tafelsitten bis zum Ausgang des Mittelalters* (München 1956) beruht im Wesentlichen auf spätmittelalterlichen und noch späteren Beispielen. Ebenso gehen die beiden wichtigsten Arbeiten, die sich auf Urkundenmaterial gründen, im wesentlichen von Quellen des späten Mittelalters aus: E. Major, *Der Basler Hausrat im Zeitalter der Spätgotik*. *Basler Jahrbücher* 1911, 241 ff. und Edith Wurmbach, *Das Wohnungs- und Kleidungsleben des Kölner Bürgertums um die Wende des Mittelalters*. Veröffentlichungen des Historischen Museums Heft 1 (Bonn 1932). Neuerdings haben einige Aus-

stellungen wertvolles Material zum Alltag des Mittelalters zusammengetragen, so die bereits eingangs zitierten Ausstellungen in New York: *The secular Spirit*, und in Stuttgart: *Die Zeit der Stauer*. Weiterhin: *Alltag und Fest im Mittelalter*. Wien, Österreichische Galerie (1969); — Rhein und Maas, *Kunst und Kultur 800—1400*, Bd. I (1972); Bd. II (1973) (im wesentlichen noch auf die hohe Kunst ausgerichtet); — Wien im Mittelalter. Historisches Museum der Stadt Wien (1975/76).

⁶ Kennzeichnend für diese Einstellung sind die beiden Bände der *Propyläen-Kunstgeschichte*, Bd. 5 und 6 über das Mittelalter von H. Filitz und O. von Simson (Berlin 1969 und 1972). Selbst in der von Th. Bossert herausgegebenen *Geschichte des Kunstgewerbes* werden in Bd. V: *Das Kunstgewerbe von der Karolingerzeit bis zur Gotik*, fast ausschließlich Goldschmiedearbeiten und anspruchsvolle Bronzen behandelt. Auch in dem Abschnitt von Kohlhausen über die Gotik werden nur am Rande zu den Stichworten Zinn und Keramik ein paar einfachere Gefäße vorgestellt. In der *Geschichte des Kunstgewerbes* von H. Kohlhausen (München 1955) wird zwar der Hausrat stärker als üblich berücksichtigt, doch wird die außerordentliche Verschiebung der Akzente, die diese Zeit charakterisiert, nirgends angedeutet.

⁷ Die Antike war immerhin so gegenwärtig, daß ausnahmsweise auch einmal ein paar formschöne Tongefäße entstehen konnten (z. B. Kohlhausen [wie Anm. 6] 106). Die keramische Qualität dieser graphitierten Töpfe ist jedoch gering. Vom Keramischen her sind die Steinkrüge des späten 14. und des 15. Jahrhunderts sehr viel höher einzustufen.

Reich blühende Kunst, raffinierte Hohlgläser zu gestalten, in Vergessenheit, da die Kirche für ihre Fensterbilder nur an farbigem Flachglas interessiert war. In diesen unruhigen Zeiten konnte die schwach abgesicherte Überlieferung immer wieder Gefahr laufen, zumindest gebietsweise auszustorben. Daher war die *scedula diversarum artium* des Presbyter Theophilus im höchsten Sinne zeitgemäß⁸. Sie bewahrte nicht nur die Überlieferung vor dem Vergessenwerden, sie übermittelte auch Kenntnisse, die sich nur noch in einigen Landschaften erhalten hatten. Freilich beschränkte sich das Interesse des Theophilus — auch darin zeitgemäß — nur auf Techniken, die man beherrschen mußte, um Geräte und Kunstwerke für den Gottesdienst herzustellen.

Im 14. Jahrhundert war, für uns deutlich erkennbar, die Situation eine völlig andere. Die Techniken, die Theophilus umständlich beschrieben hatte, waren bei den Zünften in sicheren Händen. Darüber hinaus versuchte man, verlorene Techniken, wo immer man Kunde von ihnen bekam, sich anzueignen und weiterzuentwickeln. Diese Techniken kamen aus lokalen Überlieferungen oder dem kleinasiatisch-arabischen Raum. Auch waren bereits einige Erfindungen gelungen, so die Räderuhr. Doch ohne das besondere Interesse der Kirche an der Zeitmessung hätte sich die Räderuhr gewiß nicht durchsetzen können. Meist dauerte es Jahrzehnte oder noch länger, bis die Allgemeinheit von neuen Erkenntnissen einen Nutzen hatte. Diese Verzögerungen hatten verschiedene Gründe. Bei dem entfärbten Glas verhinderten bekanntlich die Venezianer rigoros die Verbreitung der Rezepte, um sich das Monopol zu sichern. Oft hat es auch lange gedauert, bis man erkannte, welches Geschenk einem mit der neuen Technik in den Schoß gefallen war. Als Beispiel sei das Sägewerk angeführt. Bereits 1245 wird ein mit Wasserkraft betriebenes Sägewerk genannt, 1322 wird ein solches Sägewerk in Augsburg erwähnt. Die dünnen Bretter, die man nur in den Sägewerken herstellen konnte, im Norden *Wagenschot* genannt, sollten in der Folgezeit im Gewerbe der Tischler Epoche machen. In der

⁸ Die alte Ausgabe der „*scedula*“ von 1874 in der Übersetzung von *Ilg* (lateinisch — deutsch) ist wieder in einem Nachdruck erhältlich (Osnabrück 1970).

Mitte des 14. Jahrhunderts revolutionierten sie in den Niederlanden den Altarbau und wenig später auch den Möbelbau. Die neue Technik, bei der man einen kräftigen Rahmen mit dünnen Brettern füllte, ist bekanntlich 600 Jahre lang für das Handwerk der Tischler maßgeblich geblieben. Zugleich beflügelte diese neue Technik den Wunsch der Menschen nach erhöhtem Wohnkomfort⁹.

Das gesteigerte Interesse an physikalischen und technischen Vorgängen spiegelt sich auch in den Schriften dieser Zeit wieder, insbesondere in dem gegen 1400 vollendeten Werk von *Konrad Kiyser*, dem *Bellifortis*. Kiyser beschreibt zwar vor allem Kriegsgerät, dennoch verraten seine Darstellungen eine neu erwachte Freude an physikalischen Experimenten und theoretischen Spekulationen, auch wenn ihm selbst noch vieles ein Geheimnis blieb. Vorgeführt werden unter anderem eine Heißluftbadeanstalt, ein mit Windkraft betriebener Aufzug, ein Luftkissen, ein Warmluftballon und ein Revolvergeschütz nach dem Prinzip der Stalinorgel¹⁰.

Da die von Theophilus beschriebenen Techniken im 14. Jahrhundert bereits zum Alltag des Menschen gehörten, müssen sie damals auch

⁹ Die Daten über die ältesten Sägewerke bei F. M. Feldhaus, *Die Technik der Antike und des Mittelalters* (Wildpark — Potsdam 1931). — Beim *Wagenschot* handelt es sich um Eichenholzbretter von besonderer Qualität, astfrei und gleichmäßig gewachsen. *Wagenschot* wird bereits in einer Aufzeichnung der Schiffs- und Seerechts 1299 erwähnt (U. B. der Stadt Lübeck II, Nr. 105 § 21). In Lübeck sicherten sich die Kontor- und Paneelmacher gegenüber den Kistenmachern das Vorrecht, *Wagenschot* zu verwenden. Das Maßwerk der niederländischen Altarschreine wurde aus *Wagenschot* geschnitten und dann schichtweise übereinandergesetzt. Erst diese Methode erlaubte, das Maßwerk so reich auszubilden, und sicherte damit den Altarschreinen der Niederländer eine faszinierende Wirkung und darüber ein Absatzgebiet, das von Finnland bis Portugal reichte (dazu Lübeck, St. Annen-Museum, *Die sakralen Werke* [1970] 27 f.). Das Prinzip, einen dicken, festen Rahmen mit dünnen Brettern zu füllen, sollte bekanntlich für die Entwicklung der Möbel maßgeblich werden.

¹⁰ Über die Handschriften von Kiyser s. Feldhaus (wie Anm. 9) 340 ff. und den Katalog, *Die Parler* Bd. 3, 107 f. Dabei ist festzuhalten, daß die immer wieder abgebildete Heißluftbadeanstalt nur ein Gedankenspiel ist jenseits aller Realität. Eine italienische Parallele zur Handschrift Kiyser stellen die Handschriften Fontanas dar (dazu Feldhaus [wie Anm. 9] 346 ff.), dazu auch Lynn White Junior, *Die mittelalterliche Technik und der Wandel der Gesellschaft* (München 1968, englische Ausgabe Oxford 1962).



Abb. 3 Silberne Schale aus Kyrkebinge, Norddeutschland oder Gotland, erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, Stockholm, Historisches Museum.

mehr oder weniger deutlich den Alltag des Menschen bestimmt haben. In welcher Weise, das soll nun untersucht werden.

3. Bürgerlicher Hausrat

Um eine Vorstellung von dem Besitz der Bürger zu erhalten, habe ich reichlich 4000 Testamen-

te durchgesehen¹¹. Aus dem 14. Jahrhundert

¹¹ Den Ausgangspunkt bildeten die 1900 Lübecker Bürgertestamente des 13. und 14. Jahrhunderts, die in Übersetzungen und Abschriften erhalten blieben. Die Originale sind seit dem letzten Krieg nicht mehr zugänglich, ein Teil ist in Rußland verschollen. Von den ersten 1600 Testamenten haben sich Übersetzungen erhalten (Lübecker T. R.). Von diesen sind gut 1000 veröffentlicht (Lübecker T. R. Bd. I und II). Leider



Abb. 4 Silberne Schale, Frankreich um 1340, London, Victoria und Albert Museum.

hat der Herausgeber einen Teil der lateinischen Ausdrücke ausgelassen, die die Übersetzer mit guten Gründen hinzugefügt hatten. Zu den übrigen Mängeln der Übersetzung vgl. die Einleitung zum Katalog. Darüber hinaus befinden sich im Archiv der Hansestadt Lübeck Abschriften (von Melle) und Teilabschriften. Dank dieser Abschriften konnte ich mir, wenn auch nur lückenhaft, ein Bild von den Testamenten des 15. Jahrhunderts verschaffen. Besonderen Dank schulde ich Frau Dr. Grassmann für die Hilfe beim Lesen von Urkunden. Bei den für eine Veröffentlichung vorbereiteten Lüneburger Testamenten gestattete mir Frau Dr. Reinhardt die Einsicht in ihre Reinschriften. Bei den Kölner Testamenten konnte ich mich dank der Regesten bei B. Kuske, Quellen

zur Geschichte des Kölner Handels und Verkehrs im Mittelalter (Bonn 1923) 189—365, und dank freundlicher Hinweise von Arnold Lasotta auf eine gezielte Auswahl von Testamenten beschränken. Die Testamentbücher in Wien (Wiener T. B.) und Braunschweig (Braunschweiger T. B. A. und T. B. N.) enthalten jeweils einige hundert Testamente. H. D. Loo-se, *Hamburger Testamente 1351—1400* (Hamburg 1970) stellt ein Material zur Verfügung, das sich von dem Lübecker kaum unterscheidet. Über die mittelhheinischen Testamente liegt ein zusammenfassender Bericht vor: Gabriele Schulz, *Testamente des späten Mittelalters aus dem Mittelrheingebiet* (Mainz 1976). Nicht weniger als 3500 Testamente des 14. Jahrhunderts haben sich aus einem ländlichen Bezirk

haben sich Tausende von Testamenten erhalten, aus dem 13. Jahrhundert nur einige hundert, aus den vorangehenden Jahrhunderten nur einige Dutzend. Dazu kommen noch verwandte Urkunden, Inventare, Schadenaufstellungen¹², Ausgabenbücher¹³ und Kämmererechnungen¹⁴. Die ältesten Testamente sind meist besonders ausführlich; auch über einzelne Gegenstände, wie getragene Kleider und Bettzeug, wird gesondert verfügt. Je weiter die Zeit fortschreitet, desto häufiger werden metallene Gegenstände erwähnt. Vom Silber abgesehen fehlten sie zunächst gänzlich. Im 14. Jahrhundert kann der Besitz an Kupfer-, Messing-, Bronze- und Zinngefäßen einen wesentlichen Teil des Nachlasses ausmachen. Der bewegliche Teil der Habe, über den am ehesten frei verfügt werden konnte¹⁵, nimmt deutlich zu. Diese außerordentliche Erweiterung des beweglichen Besitzes hat offenbar wesentlich zur Ver-

breitung des Testamentes beigetragen. Wir dürfen daher den Mangel an Testamenten nicht einfach als eine Lücke in den Quellen hinnehmen, vielmehr weist dieser Mangel auf erheblich beschränktere Lebensverhältnisse hin.

Die Geschichte des Handwerks bestätigt sehr nachdrücklich die Ergebnisse, die sich den Testamenten ablesen lassen¹⁶. Ein wenig von dem mittelalterlichen Hausrat hat sich auch erhalten, gewiß nur ein winziger Bruchteil von dem, was einst vorhanden war, doch im allgemeinen genug, um sich wenigstens ein Bild von den erwähnten Gegenständen machen zu können. Darüber hinaus helfen uns vor allem die Bodenfunde, das Verbreitungsgebiet bestimmter Gegenstände und Formen genauer zu bestimmen. Weiterhin kommen uns bildliche Darstellungen zu Hilfe, für Italien sogar ein umfangreiches Bildmaterial. Die italienischen Bilder geben die Gegenstände sogar auch einigermaßen getreu wieder. Im Norden bereitet es dagegen einige Mühe, das beschränktere und weit zerstreute Bildmaterial zu diesem Thema zusammenzubringen. Hier geben erst die

westlich von Lyon erhalten: Marguerite Gonon, *La vie familiale en Forez au XIV^e siècle et son vocabulaire d'après les testaments* (Paris 1961). Die Verfasserin hat das Material so aufbereitet, daß bei den einzelnen Stichworten vermerkt ist, wie häufig die Gegenstände in den Testamenten der Bauern, der Bürger (die in der Minderzahl sind) oder der wenigen Standespersonen genannt sind. Einen ersten Überblick über die Testamente gab A. von Brandt in einem gedruckten Vortrag: *Mittelalterliche Bürgertestamente* (Heidelberg 1973). Im übrigen sind in fast allen Urkundenbüchern einzelne Testamente abgedruckt, besonders viele in den schwedischen (*Svensk Dipl.*) und im U. B. der Stadt Regensburg.

¹² Besonders wichtig sind die Basler Beschreibbüchlein sowie ihre Bearbeitung (Heierle). Natürlich hat es auch immer einzelne Testamente gegeben, die Inventaren annähernd gleichkamen, so das des Segeband von Tune, Archidiacons von Bevensen (Lüneburger T. vom 18. 5. 1385). Als Inventare sind auch die Schadenprotokolle anzusehen, das des Klosters Doberan von 1312 (Mecklenburgische U. B. Bd. V Nr. 3520) das für Güter, die im Kölner Schöffenkrieg 1375/77 verloren gingen (das korrigierte Datum wurde mir von Wolfgang Herborn vermittelt, *Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit* 30, 1883, 196), das für Güter, die ein Hans Karlow 1425 verlor (besonders umfangreicher Haushalt, Lübecker U. B. Bd. IV Nr. 643). Die Protokolle von 1312 und 1425 sind vor allem durch die beigefügten Preise interessant.

¹³ Wiltrud Eickenberg, *Das Handelshaus der Runtinger in Regensburg* (Göttingen 1976), dort sind auf S. 11–17 die erhaltenen Handelsbücher aufgezählt. — Hier wurde insbesondere herangezogen: K. Molwo, *Das Handelsbuch von Hermann Wittenborg* (Leipzig 1901).

¹⁴ Z. B. *Die Hildesheimer Stadtrechnungen* Bd. I u. II; — *Die Kämmererechnungen der Stadt Hamburg 1350 ff.*, bearbeitet von K. Koppmann (Hamburg 1869 ff.); — *Die Kölner Stadtrechnungen des Mittelalters*, bearbeitet von R. Kipping (Bonn 1897), Bd. II: *Die Ausgaben 1370–80*.

¹⁵ Die komplizierten Rechtsverhältnisse, die mit dem Testament nach römischem Recht aufkamen, können hier nicht erörtert werden. Jedenfalls ist es in diesem Zusammenhang nicht uninteressant, daß sich unter den frühen Testamenten besonders viele Priestertestamente befinden. Die Priester waren damals noch eine besonders wohlhabende Schicht. Ihr Erbe fiel nach kanonischem Recht eigentlich der Kirche zu, indem sie aber ihr Gut weitgehend Privatpersonen vermachten, nahmen sie sich ein Recht, das ihnen tatsächlich erst nachträglich zugestanden wurde. Im übrigen förderten die Priester eine Nachlaßregelung nach römischem Recht gerade im Interesse der Kirche, denn dieses Recht erlaubte dem Erblasser, über sein Gut nach Belieben zu befinden. Über das Testament konnte sich daher die Kirche einen Teil des Reichtums sichern, den das erstarkte Bürgertum zusammenraffte.

¹⁶ Im allgemeinen sind die zusammenfassenden Arbeiten über die Zunft wenig ergiebig, da in einem noch größeren Ausmaß, als sonst im kulturgeschichtlichen Bereich üblich, Quellen verschiedenster Herkunft und Zeit zu einem Bild vereinigt werden. Man muß daher auf die Quellensammlungen zurückgehen, etwa auf: *Les métiers et corporations de la ville de Paris, XIII^e siècle*; — *Les livres des métiers d'Etienne Boileau*, Publié par R. de Lepinasse et F. Bonnardot (Paris 1889); — H. Lösch, *Die Kölner Zunfturkunden nebst anderen Kölner Gewerbeurkunden bis zum Jahre 1500* (Bonn 1907); — C. Wehrmann, *Die älteren Lübeckischen Zunftrollen* (Lübeck 1882); — weitere Literatur bei R. Wissel, *Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit*, Bd. I (Berlin 1929). — Nicht ausgeschöpft sind die frühesten Erwähnungen von Handwerkern in Neubürgerlisten, Stadtbüchern und verwandten Urkunden.

Darstellungen des 15. Jahrhunderts ein zuverlässiges Bild von den äußeren Lebensbedingungen des Menschen. Damals war der entscheidende Prozeß jedoch abgelaufen. Über den Wandel der Verhältnisse erfahren wir also aus den späten Darstellungen verhältnismäßig wenig.

3.1 Tafelsilber und Tischgeschirr

In allen Testamenten des 11. bis 14. Jahrhunderts ist dem Tafelsilber ein besonderer Platz eingeräumt. Für diesen Teil der Nachlässe ist von vornherein eine Kontinuität festzustellen. Freilich waren es zunächst nur die großen Herren, die geistlichen wie die weltlichen, die mit einem Schatz silberner Trinkgefäße aufwarten konnten. Gold- und Silberarbeiten waren schon zur Zeit der Völkerwanderung die wichtigsten Statussymbole gewesen. Auch im 13. Jahrhundert hieß es noch: „Der Welt Ehre, das ist Gold, Silber und Gewand“¹⁷. Seit dem 13. Jahrhundert suchten in Deutschland, Frankreich, England und Skandinavien in größerer Zahl auch reichere Bürger silberne Trinkgefäße zu erwerben. Das ist nicht ganz selbstverständlich, denn in Italien setzte sich damals der Glasbecher durch. Auf Dutzenden von Bildern können wir die mit Rotwein gefüllten Glasbecher auf dem gedeckten Tisch beobachten. Allein auf der Bildfolge, die Duccio 1311 für den Hochaltar des Domes von Siena vollendete, begegnen wir nicht weniger als vier solchen Darstellungen. Diese Entscheidung für das Glas und nur wenig später für die glasierte Keramik, die Fayence, trennt für lange Zeit den Norden von dem Süden Europas.

Im wesentlichen bestand das Tafelsilber aus den Trinkgefäßen, vielfach sprach man zusammenfassend einfach von den *trinkvate*. Zum Trinkgefäß hatte man ein sehr persönliches Verhältnis entwickelt. Selbst Gefäße aus einfachstem Material, aus Holz oder Horn, wurden hoch in Ehren gehalten und mit Vorliebe vom Vater auf den Sohn vererbt. Der Maserholzpokal konnte sich bis in das 16. Jahrhundert hinein behaupten. In den skandinavischen Testamenten werden die dort bevorzugten Trinkhörner nicht selten der

Reihe nach an den König und die Bischöfe oder an die Gefolgsleute verteilt. Die bescheidenen Trinkgefäße aus Holz, Horn, Glas und Ton wurden im Laufe des späten 13. und des 14. Jahrhunderts zum Teil in Silber gefaßt und wie Gläser und Hörner mit einem kostbaren Gestell versehen oder sogar in Silber nachgebildet.

Viele der silbernen Trinkgefäße waren vergoldet oder wenigstens zum Teil vergoldet. Gefäße aus purem Gold leisteten sich nur sehr reiche Kaufleute. Sie verfügten meist nur über ein einziges goldenes Gefäß für den persönlichen Gebrauch¹⁸. Ob ein Gefäß einen Fuß hatte, einen niedrigen, einen hohen oder mehrere Füße, ob es einen Deckel hatte, war für die Bezeichnung des Typus gleichgültig. Solche Einzelheiten sind nur angegeben, wenn man Verwechslungen vermeiden mußte. Ein Gefäß, das wir als einen Deckelpokal bezeichnen würden, war in der Sprache des Mittelalters ein Kopf mit hohem Fuß und Deckel.

Das übliche Trinkgefäß war bis weit in das 15. Jahrhundert hinein die Schale (Abb. 4), und das ist immer nur die flache Schale, die tiefe nannte man *Kopf* oder *Napf*. Die Hälfte aller silbernen Gefäße dürften im 14. Jahrhundert noch Schalen gewesen sein. Erst im 15. Jahrhundert setzte sich entschiedener der Becher durch, ohne freilich die Schale gänzlich verdrängen zu können. Silberne Schalen besaß man häufig in größerer Zahl, auch ein Dutzend und noch mehr. Sie waren gewöhnlich auf dem Boden verziert, besonders häufig mit dem Wappen des Besitzers.

Die als *Kopf* oder *Napf* (Abb. 5) bezeichneten tiefen Schalen waren im allgemeinen kostbarer. Der *Kopf* hatte annähernd die Form einer halben Kugel, der *Napf* hatte einen flachen Boden oder einen eckigen Grundriß; doch wurden die Begriffe auch umfassender gebraucht. In Süddeutschland unterschied man streng zwischen *Kopf* und

¹⁷ Schönbach, Altdeutsche Predigten Bd. 2, Zeile 32.

¹⁸ Kölner T.: Godart Hardevust, 13. 9. 1331, aus seinem Silberzeug sollen Kelche gemacht werden. Diese sind aus seinem goldenen Napf und seinem goldenen Becher zu vergolden; Lübecker T.R. Bd. I. Nr. 304 (1350): eine goldene Schale; — Bd. II Nr. 656 (1358): *vitrum aureum*; — Nr. 904: *cyphus aureum*. Da in den Testamenten stets zwischen silbernen vergoldeten und goldenen Gefäßen genau unterschieden ist, dürften in den angeführten Testamenten tatsächlich goldene Gefäße gemeint sein, zumal die Stellung der Erblasser die Annahme befürwortet.



Abb. 5 Kopf (The Studley Bowl), Silber vergoldet, England, letztes Viertel des 14. Jahrhunderts, London Victoria und Albert Museum.

Napf, in Norddeutschland und Skandinavien gab man lange dem Ausdruck *Napf* den Vorzug.

Zu den althergebrachten Trinkgefäßen, Kopf, Schale und Trinkhorn kamen im Laufe des späten 13. und 14. Jahrhunderts weitere hinzu, teils Abwandlungen alter Formen, teils Imitationen hölzerner, gläserner oder tönerner Gefäße. Unter diesen nahm den höchsten Rang der Doppelkopf (Abb. 6) ein; ein Kopf, dessen Deckel so ausgebildet war, daß man ihn ebenfalls als Trinkgefäß benutzen konnte. Dieses Gefäß ermöglichte, die Zusammengehörigkeit zweier Menschen durch

einen gleichzeitigen Trunk aus ein und demselben Gefäß zu besiegeln, auch des Brautpaares bei der Brautschau, der sogenannten Schau. Mit diesem Hinweis auf die Schau dürfte auch der bisher nicht gedeutete Ausdruck *Schauer* erklärt sein. In Süddeutschland nannte man das Gefäß zunächst einen *zwiefachen Kopf*, in Norddeutschland dagegen *Schower*. Schließlich wurde auch in Süddeutschland der Ausdruck *zwiefacher Kopf* durch den Ausdruck *Schauer* ersetzt, dabei wurde vielfach aus dem *Schauer* ein *zwiefacher Schauer*.

Kopf wie *Schauer* konnten nach wie vor aus



Abb. 6 Doppelkopf, Schower, Silber, zweites Viertel des 14. Jahrhunderts, Speyer, Historisches Museum der Pfalz (Lingenfelder Schatz).

Maserholz (Abb. 7) gearbeitet sein, im besonderen Falle aber auch aus Halbedelstein. Die Freude an Erzeugnissen ferner Länder verschaffte auch Kokosnüssen und Straußeneiern die Ehre, zu Köpfen oder Doppelköpfen verarbeitet zu werden.

Mit dem steilwandigen Becher hatte sich in Italien in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine neue Gefäßform durchgesetzt. In Deutschland begnügte man sich zunächst damit, diese besonders handliche Gefäßform in Silber zu kopieren (Abb. 8). Besonders drastisch kommt die Abhängigkeit des Bechers vom Glas in dem Lübecker Sprachgebrauch des 14. Jahrhunderts zum Ausdruck. Dort nahm man nämlich den vorbildlichen Glasbecher als Synonym für die neue Form und nannte den silbernen Becher *en sulvern glas*. Als dann der Glasbecher gegen Ende des 14. Jahrhunderts auch in Deutschland Eingang gefunden hatte, verdrängten er und seine silbernen Imitationen langsam die Schale als übliches Trink-

gefäß. Doch die hohen Herren wollten auch dann, als sie das Glas akzeptierten, nicht vom Silber lassen und schraubten ihre Gläser auf silberne Füße.

Mit dem keramischen Henkelkrug, der Kröse (Abb. 9), zu konkurrieren, hatten es die Silberschmiede schwerer. Sie konnten die Henkel nicht so einfach wie die Töpfer und auch die Zinngießer mit dem Gefäßkörper verbinden. Daher begnügten sich sogar wohlhabende Leute damit, ihre tönernen Krösen in Silber zu fassen. Doch überall, vor allem aber in Köln, gab es Leute, die auf silbernen Krösen bestanden. Die Kröse war eigentlich eine kleine Kanne, daher wurde schließlich der Ausdruck *Kröse* in Norddeutschland auch durch den Ausdruck *Kanne* ersetzt. Silberne Schenkkannen konnten sich nur sehr reiche Leute leisten (Abb. 11.) Die Form dieser Kannen knüpfte deutlicher als die der Trinkgefäße an die antike Überlieferung an. Zur Kanne gesellte sich das *mengoat* zum Mischen von Wasser



Abb. 7.1 Maserholzkopf, Fassung Kupfer vergoldet, deutsch, 1384 datiert, Kunstgewerbe-Museum Berlin.

und Wein. Auf den Tischen der Reichen durften auch silberne oder goldene Gewürzbehälter nicht fehlen sowie das *krudifat* für den süßen Nachtisch. Über Löffel verfügte man meist in größerer Zahl, oft sogar dutzendweise, über Gabeln selten und auch nur in kleinen Serien. Silberne Platten zum Auftragen der Speisen und silbernes Waschgerät blieben im allgemeinen nur den Fürsten vorbehalten.

Natürlich kann es uns nicht überraschen, daß die Bürger ihren neuen Reichtum nutzten, um auch mit Tafelsilber aufzuwarten. Es ist aber nicht so, daß reiche Bürger riesige Silberschätze zusammentrug und wie die gotländischen Bauern ihr Vermögen in Silber anlegten. Im Gegensatz zu den bunt zusammengewürfelten gotländi-

schen Schatzfunden, die den älteren Typus vertreten, war das bürgerliche Tafelsilber ein modernes Gebrauchsgerät. Das wird gelegentlich auch ausdrücklich betont¹⁹. Der Schatz, der in Rouen (Abb. 4) geborgen wurde, und der Lingenfelder

¹⁹ Schon der Ausdruck *tafelsmide* spricht dafür, daß das Gerät auch wirklich benutzt wurde. Gelegentlich wird das auch betont, so z. B. Lübecker T. R. Bd. I Nr. 182 (1340): *ferner mein Gebrauchsgerät, nämlich eine silberne Schale und 6 silberne Löffel*; — im Testament des Lübecker Bürgermeisters Rapesulver (1439), *Zeitschrift für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde* 7, 1898, 258 f.: *der Ehefrau 12 silberne schalen, 12 silberne Löffel, 4 Füße, da man Gläser aufschraubt und 4 Füße, alle diese Kleinode soll sie brauchen ihr Leben lang*.

²⁰ Der Schatzfund von Lingenfeld ist beschrieben im Katalog Kaiser Karl IV., Nürnberg Kaiserburg (1978) unter Nr. 150



Abb. 7.2 Maserholzköpfe, London, Victoria und Albert Museum.

Schatz (Abb. 12) geben eine gute Vorstellung von Art und Umfang eines solchen Besitzes²⁰. Alle Gefäße gehören dem 14. Jahrhundert an. Dagegen stammt ein erheblicher Teil des Schatzes von Dune (Abb. 13), der erst 1361 unter die Erde kam, aus dem 12. und 13. Jahrhundert; eines der Gefäße kam sogar aus Persien²¹.

Das Tafelsilber stand im 14. Jahrhundert noch in keinem nennenswerten Verhältnis zu dem außerordentlichen Reichtum so mancher Bürger. Es fällt daher um so mehr auf, daß oft auch Leute

und 151, dort auch die ältere Literatur. Der Schatz, der wahrscheinlich 1349 vergraben wurde, bestand aus einem Scheuer, zwei zehnkantigen Näpfen (Imitationen geböttchertter Näpfe), zwei achtkantigen Bechern, einer sechsspässigen gebuckelten Ohrenschale sowie einem Fragment eines römertartigen silbernen Gefäßes, also einer Imitation eines Glases. Zum Schatz von Rouen: Ch. Oman, A mysterious hoard of early French silver. *Pantheon* 19, 1961, 82 ff.; als zugehörig wurden bisher festgestellt 11 Schalen, 1 Becher und 4 Löffel.

²¹ Zu den schwedischen Schatzfunden: C. R. af Ugglas, *Gotländska silverskatter från Valdemarstågets tid. Ur statens historiska Museums samlingar* 3 (Stockholm 1936).

von verhältnismäßig bescheidenem Vermögen wenigstens eine silberne Schale und einen silbernen Löffel besitzen. Mit den Trinkgefäßen trieb man seinen Kult. Wie weit man sich dabei verstieg, zeigen einige Auswüchse. So verabreichte eine reiche Lübeckerin ihren Hausarmen das Essen in einer silbernen Schüssel und vermachte diese Schüssel dem ihrer Schützlinge, der an ihrem Todestag mit der Speisung an der Reihe war. In Lübeck wurde auch den zum Tode Verurteilten beim Verlassen der Stadt ein Trunk aus einer silbernen Schale gereicht. Eine Zeichnung nach dieser Schale des 14. Jahrhunderts hat sich übrigens erhalten²².

²² Lübecker T. R. Bd. II Nr. 514 (1353). Die dort nicht abgedruckte originale Formulierung lautet: *scutella argentea mea elomosina*; — in der Schüssel muß dem Text nach den Armen das Essen gereicht worden sein. Es war damals üblich, daß vermögende Leute wie diese Frau täglich ihre „Hausarmen“ beköstigten, oft, wie auch in diesem Fall, reihum. Zur Armsünderchale: *Zeitschrift für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde* 32, 1951, 93, Taf. 4.



Abb. 8 Ein Satz silberner Becher (Häufbecher), Böhmen, erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, Nürnberg, Germanisches National-Museum.

Im Laufe des 14. Jahrhunderts muß die Zahl der silbernen Gefäße in Westeuropa eine fünf- oder sechsstellige Zahl erreicht haben. Genaue Schätzungen sind nicht möglich. Testamente sind keine Inventare. Reiche Leute verfügten meist summarisch über ihr Tafelsilber, bedachten allenfalls die Nebenerben mit besonders aufgeführten Silberstücken. Dagegen pflegten Leute mit bescheidenem Vermögen ihr Tafelsilber herzuzählen²³. Die meisten Testamente gehen auf Einzelheiten überhaupt nicht ein. Dennoch läßt sich für Lübeck der Besitz an Silbergefäßen wenigstens nach unten hin in etwa abgrenzen. Aus der Zeit

zwischen 1350 und 1370, aus einer Zeit also, die nicht einmal ein Menschenalter umfaßt, haben sich 1300 Testamente erhalten. Die Oberschicht ist in diesen Testamenten zwar besonders reichlich vertreten, aber keineswegs mit allen führenden Geschlechtern. In diesen Testamenten sind 500 bis 600 Silbergefäße angesprochen. Damit ist

²³ Zu bedenken ist, daß es sich bei vielen Angaben nur um Sondergaben an Nebenerben handelt. Lübecker T. R. Bd. I. Nr. 100 (1329), hier ist der gesamte Besitz aufgeführt: 5 *chiphi*, Schalen genannt, 3 andere silberne Gefäße und ein Becher (*vitrum argenteum*) sowie 22 Löffel; — Nr. 336 (1350): ein silberner Becher, ein silbernes *Koppeken*, eine



Abb. 9 3 Krösen im Wappen der Familie Kroos, 1324.

silberne Schale, ein silberner Napf (nur an Nebenerben); — Nr. 342 (1350): 5 Becher (*vitra*), 2 Schalen, eine Kanne und ein Kopf oder Napf; — Bd. II Nr. 969 (1363), nur Sondergaben: 1 Kanne, 1 großer Napf, ein Kopf und 9 Schalen; — Lübecker T. R. Nr. 1097 (1364): 6 Schalen (*pateras*), 3 Köpfe oder Nöpfe (*ciphi*), 1 Becher (*vitrum*) und 14 Löffel; — von Melle 328 (1389): 12 silberne *vasa*, darunter eine Kanne; — 677 (1413): 2 Kannen, 12 Schalen, 2 *Schower*, 2 Köpfe, 2 Becher (*biereglase*, aus denen 3 Kelche mit Patenen gemacht werden sollen), 4 Salzfüßer, 1 silberbeschlagenes Horn und 9 Löffel; — 467/8 (1413): 2 Kannen, 2 Krösen, 11 Schalen, 3 Gabeln, 12 Löffel; — 525/27 (1415): 2 *Schower*, besten Napf, 6 Schalen und 40 Löffel; — 551/52 (1431): 3 Kannen, 3 kleine Weinkrösen, 2 große Weinkrösen, 9 kleine Schalen, 1 große Schale, 2 kleine Salzfüßer, 1 Gewürzdose, 2 Glasfüße. — In einer Kiste, die ein Lüneburger Bürgermeister in Lübeck deponiert hatte, befanden sich 1458 (Lübecker U. B. VI, Nr. 661): 2 Kannen, 2 *Schower*, 2 Köpfe, eine Nuß mit Silber belegt, 3 Salzfüßer nach flämischer Art, 3 Krösen mit Deckel, 4 ohne, 3 Schraubfüße für Gläser, 10 Schalen groß und klein, 17 Löffel und ein Kopf mit Deckel. — Der Propst Heinrich von Hirtze in Köln 1358 (Die Parler, Bd. I, 203): 18 silberne Schalen, einen Kopf oder Napf, eine Kröse und ein doppelkopftiges Gefäß; — Kölner T. M 7 (Syfridus de Lalender, 1385): 1 Kanne, 4 Krösen, 9 Schalen, 1 Ohrenschale, 5 Löffel; — 2/M 25 (Gobelinus dictus Martman, 1387), das Testament ist nur fragmentarisch erhalten: 1 Kanne *cum blaveo flore*, 6 Ohrenschalen, 6 andere Schalen, 3 Schauer, 1 Krudefaß, noch eine Kanne, die große Kröse und (2 Mischgefäße?); — U. B. der Stadt Regensburg Bd. II, Nr. 390 (1360): *den gesmelzten Napf*, 1 weiteren Napf, 2 vergoldete Nöpfe, 1 vergoldeten Kopf und 4 Schalen; — Braunschweiger T. B. A. Bl. 97 (1429), die Frau erhält aus dem silbernen *gerede*: 4 Kannen, 2



Abb. 10 Lange Kröse, Zinn, 15. Jahrhundert, Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe.

aber nur ein Bruchteil des Besitzes dieser 1300 Bürger erfaßt²⁴. Insgesamt müssen um die Mitte des 14. Jahrhunderts einige Tausend Silbergefäße im Besitz von Lübecker Bürgern gewesen sein. Lübeck war damals eine reiche Stadt, gehörte aber keineswegs zu den größten Städten Europas.

Ghunteken, den größten Schauer, die größte Röhre und das Schiff mit dem silbernen Fuß. — Selbstverständlich ist bei allen diesen Gefäßen ausdrücklich erwähnt, daß sie aus Silber seien.

²⁴ Ich habe zunächst die unmittelbar erwähnten Gefäße gezählt und dabei unterstellt, daß, wenn von der größten oder besten Schale gesprochen wurde, eine weitere vorhanden war (wahrscheinlich waren es mehr). In vielen Testamenten wird



Abb. 11 Silberne Spitzkanne, rheinisch (?), Mitte des 14. Jahrhunderts, London, British Museum.



Abb. 12 Der Lingenfelder Schatz, zweites Viertel des 14. Jahrhunderts, Museum zu Speyer und Privatbesitz.

Bis in das 12. Jahrhundert hinein hatte sich der Adel im übrigen mit dem gleichen kümmerlichen Gerät abfinden müssen wie der Bürger, mit Gefäßen aus Holz und Ton, dazu ein wenig Eisengerät und vielleicht einem kupfernen Kessel. Gefäße aus Kupfer oder Kupferlegierungen waren für den Menschen des frühen und hohen Mittelalters eine teure Anschaffung. Im 9. Jahrhundert wurde Silber nur dreimal höher als Messing und Gold nur

dreimal höher als Silber bewertet²⁵. Zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert müssen sich diese Werte entscheidend verändert haben.

3.2 Eherne und zinnerne Gefäße

Bevor ich auf die Geräte aus Kupferlegierungen eingehe, ist noch einiges klarzustellen. Bisher hatte man die meisten Kupferlegierungen des Mittel-

zusammenfassend über die *silverne smide (fabrilia argentea)* verfügt. Mit diesem Ausdruck braucht nur Schmuck gemeint zu sein, vielfach war aber sicher auch das Tafelsilber einbezogen. Seit 1360 wird immer öfter insbesondere von der *tafelsmide (fabrilia argentea mensale)* gesprochen. Das Tafelsilber war also zum festen Bestandteil des Besitzes geworden. Diesen Ausdruck habe ich gewiß zu niedrig mit 3 Gefäßen angesetzt. Bei dieser zurückhaltenden Zählung kam ich in den 1300 Testamenten zwischen 1350 und 1370 auf 442 silberne Gefäße. Wahrscheinlich waren aber mit diesen Formulierungen an die 600 Gefäße angesprochen. Die meisten Erblasser

verfügten ohnehin summarisch über ihr Erbe. Um von der Verbreitung der verschiedenen Gefäßtypen eine Vorstellung zu erhalten, habe ich die in den 1900 Testamenten des 14. Jahrhunderts ausdrücklich erwähnten Gefäße gezählt. Dabei kam ich auf 458 Gefäße des alten Typus (Schale, Kopf oder Napf), auf 105 *silverne glase*, also silberne Becher, auf 17 *Schower* und 19 silberne Kannen. Die Zahl der silbernen Kannen nimmt nach 1400 deutlich zu. (Das Testament des Bischofs Bocholt blieb unberücksichtigt).

²⁵ Nach Alkuin ein Pfund Gold = 3 Pfund Silber; ein Pfund Silber = 3 Pfund Messing oder 9 Pfund Zinn.



Abb. 13 Der Schatz aus Dune (Gotland), 12., 13., und 14. Jahrhundert, Stockholm, Historisches Museum.

alters für Bronzen gehalten. Neueste Untersuchungen haben ergeben, daß es sich gewöhnlich

nicht um Kupfer-Zinn-Legierungen, also um Bronzen, sondern um Kupfer-Zink-Legierungen,

also um Messinge, handelt ²⁶. Der mittelalterliche Mensch sah diese Metallverbindungen ohnehin anders. Kupfer und Zinn hatte er zwar als Metalle erkannt, Zink oder genauer das Zinkerz, das sogenannte Galmei, war für ihn nur ein Färbemittel. Messing war für ihn demnach gefärbtes Kupfer. Er sprach zwar auch von Messing, jedoch, wie die Testamente zeigen, zunächst nur bei Blechware, also bei Kesseln und Becken. Gegossenes Messing war für ihn ebenso wie gegossene Bronze einfach Erz oder Kupfer. Erst als es gegen 1400 gelang, gegossene Gefäße zu polieren, wurden auch gegossene Geräte als Messing verzeichnet. Alle gegossenen Geräte aus Messing oder Bronze sind daher in den deutschen Testamenten des 13. und 14. Jahrhunderts mit dem Zusatz *ehern* bedacht. Da wir ohnehin ohne Analyse nicht sagen können, ob diese Gefäße aus Messing oder Bronze sind, liegt es nahe, sich dem mittelalterlichen Brauch anzupassen und ebenfalls von ehernen Gefäßen zu sprechen.

Seit der Römerzeit kannte man im Haushalt Kessel aus Bronze-, Messing- oder Kupferblech ²⁷. Abbildungen bezeugen den Kessel auch für das 10., 11. und 12. Jahrhundert zur Genüge ²⁸. Allerdings scheinen die meisten mittelalterlichen Kessel (Abb. 14, 15) im Gegensatz zu den römischen aus Kupfer gewesen zu sein. Wer sich im frühen Mittelalter einen Kessel leisten konnte, wissen wir freilich nicht, denn Kessel werden in den Testamenten des 11., 12. und frühen

13. Jahrhunderts nicht erwähnt. Aus welchen Gründen dies nicht geschah, wird später behandelt.

Außer Kesseln kannte man seit dem späten 11. Jahrhundert für die betont rituellen Handwaschungen ²⁹ in Burgen und Kirchen eherne Gießgefäße, die sogenannten Aquamanilien (Abb. 16), und zum Auffangen des Wassers Becken (Abb. 17). Viele dieser Gefäße waren sogar vergoldet. Den Gießgefäßen hatte man mit Vorliebe eine figürliche Form gegeben, die Form eines Löwen, eines Pferdes, eines Reiters, eines Greifen oder einer Büste ³⁰. Die Becken waren mit Gravierungen verziert, und zwar mit figürlichen Darstellungen. Die Gravierungen der ältesten dieser Becken sind sehr sorgfältig ausgeführt. Die oft sehr gelehrten Bildprogramme machen deutlich, daß diese Gefäße zunächst für eine hochgebildete Schicht, vor allem für die hohe Geistlichkeit, bestimmt gewesen sein müssen. Schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts wurden diese Becken, nur noch flüchtig graviert, in großen Serien aufgelegt und vor allem im Raum zwischen Nordfrankreich und dem Baltikum vertrieben, also in einem Gebiet, das später die Hanse beherrschen sollte. Daher hat man diese Becken als Hanseschüsseln in die wissenschaftliche Literatur eingeführt. Die meisten dieser Becken wurden offenbar in den Werkstätten an der Maas hergestellt ³¹.

²⁶ O. Werner, *Analysen mittelalterlicher Bronzen und Messinge I*. Archäologie und Naturwissenschaften 1, 1977, 144–220. Wichtige ältere Literatur: R. Stahlschmidt, *Das Messinggewerbe im spätmittelalterlichen Nürnberg*. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 57, 1970, 124–149; — R. Peltzer, *Geschichte der Messingindustrie und der künstlerischen Arbeiten in Messing (Dinanderie) in Aachen und den Ländern zwischen Maas und Rhein von der Römerzeit bis zur Gegenwart*. Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 30, 1908, 225–463; — ders., *Geschichte der Aachen-Stolberger Messingindustrie*. Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie 15, 1925, 196–209; Reallexikon, Stichwort Dinanderie.

²⁷ H. J. Eggers, *Der römische Import im freien Germanien* (Hamburg 1951). Als römischer Import gilt auch jene Ware, die im besetzten Germanien und Gallien entstand. Die Ware aus Italien zeichnet sich demgegenüber durch wesentlich höhere Formqualitäten aus. Die Kessel vom Westlandtypus kamen offenbar aus dem germanisch-gallischen Raum und wurden in diesem Gebiet und weit darüber hinaus nach dem gleichen Schema auch im Mittelalter produziert.

²⁸ Auf dem Teppich von Bayeux, um 1080. Die Szene mit dem Kessel ist auch abgebildet bei Delort (wie Anm. 5). Besonders häufig finden wir einen Kessel abgebildet bei den Darstellungen des Monats Februar, so auch auf dem Fußbodenmosaik von Otranto, Apulien, 1160–65: W. Haug, *Das Mosaik von Otranto* (Wiesbaden 1977). Ein Beispiel aus dem 13. Jahrhundert in dem Heidelberger Kodex vom welschen Gast: F. Neumann und E. Vetter, *Zucht und Schöne Sitte* (Wiesbaden 1977) 124. Aus dem 13. Jahrhundert haben sich auch gesicherte Beispiele erhalten: *Die Zeit der Staufer* Bd. I, Nr. 273.

²⁹ Über die Zeremonie, wie sie sich in der Literatur der Zeit widerspiegelt A. Schultz (wie Anm. 3) Bd. I, 326 f.

³⁰ O. v. Falke und E. Meyer, *Romanische Leuchter und Gefäße, Gießgefäße der Gotik, Bronzegeräte des Mittelalters 1* (Berlin 1935); — *Die Zeit der Staufer*, Bd. I, 497 ff.; — *Gießgefäße des 10. Jahrhunderts in Form von Vögeln* wurden neuerdings in China gefunden. Jedenfalls ist damit zu rechnen, daß für die westeuropäischen Aquamanilien in Tierform die Anregungen aus dem Orient kamen.

³¹ A. C. Kisa, *Die gravierten Metallschüsseln des XII. und XIII. Jahrhunderts*. Zeitschrift für christliche Kunst 18, 1905, 293 ff. und 365. ff.; — J. Weitzmann-Fiedler,



Abb. 14 Kessel, Kupfer, Attaschen und Bügel Eisen, mittelalterlich, Lübeck, St. Annen-Museum.

Diesen anspruchsvollen Gefäßen aus Erz stand eine ausgedehnte Produktion eherner Kleinkunstwerke zur Seite: Kruzifixe, Kreuzfüße, Leuchter und Türzieher³². Um die Mitte des

Romanische Bronzeschalen mit mythologischen Darstellungen. Zeitschrift für Kunstwissenschaft 10, 1956, 109 ff. und 11, 1957, 1 ff.; — S. Grieg, Graverte Bronzeskaler fra tidlig middelalder. Viking 31, 1967, 47 ff.; — H. Drescher, Messerbeschläge aus Hanzeschalenblech. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 3, 1975, 57 ff.; — Die Zeit der Staufer, Bd. I, 204 ff.; — Middeleeuwse Hanzeschotels, Spiegels tot lering. Katalog Nijmeegs Museum (1979). — Zur Datierung nicht unwichtig ist ein Fragment aus dem 1138 zerstörten Alt-Lübeck. Das Fragment zeigt bereits den flüchtigen Stil. Es ging im Krieg verloren, ist aber in zwei Nachzeichnungen erhalten (St. Annen-Museum Inv. Nr. 1897/451). Aus dem späten 11. Jahrhundert haben sich auch ein paar außergewöhnlich große Becken dieser Art erhalten, das Samsonbecken des Kölner Schnütgen-Museums — später als Taufbecken verwendet — und das Becken mit dem Leben des Thomas von Canterbury im British Museum zu London. Die durchschnittliche Größe der Serienprodukte liegt bei 26–32 cm Durchmesser. Wie weit die Serienprodukte auch im bürgerlichen Bereich als Waschbecken benutzt wurden, ist eine offene Frage.

13. Jahrhunderts versiegt die Produktion dieser Kleinkunst ebenso wie die der Aquamanilien und Hanzeschüsseln oder wird nur noch in stark vereinfachten Formen weitergeführt. Gleichzeitig treten in den Städten Gießler auf, die sich auf den Guß eherner Gefäße spezialisiert hatten, die Grapengießler oder Duppengießler. 1248 wird der erste Grapengießler in Hamburg erwähnt, 1257/58 der erste in Rostock und in Köln, um 1260 der erste in Wismar, 1297 der erste in Lüneburg³³. In

³² Den besten Überblick über diese Kleinkunst in: Die Zeit der Staufer, Bd. I, 495–527 und die entsprechenden Abb. in Bd. II.

³³ Hildegard Thierfelder, Das älteste Rostocker Stadtbuch (Göttingen 1967): In der Zeit von 1254–73 sind dort 7 verschiedene Grapengießler und mindestens 8 verschiedene Kupferschmiede erwähnt, aber kein Kannengießler! — St. Hagström, Kölner Beinamen des 12. und 13. Jahrhunderts (Diss. Uppsala 1949) 474; — Hüseler, Das Amt der Hamburger Rotgießer (Braunschweig–Hamburg 1922); — F. Techen, Das alte Wismarische Stadtbuch (Wismar 1912) — (irrtümlich übersetzt Techen *craterarius*, das sind die Kleinbinder oder Becherer, mit Kannengießler).



Abb. 15 Kessel, Kupfer, mittelalterlich, Lübeck, Amt für Bodendenkmalpflege.

Visby hat man sogar eine Grapengießwerkstatt ausgegraben, deren Anfänge wahrscheinlich noch in das 13. Jahrhundert zurückreichen³⁴. In Köln, damals der größten Stadt Deutschlands, haben sich die Duppengießler wohl schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts zu einer Bruderschaft zusammengeschlossen. 1330 ließ sich jedenfalls die Bruderschaft ihre Regeln erneut bestätigen³⁵. Auch in anderen Städten stieg in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Zahl der Grapengießler sprunghaft an.

In voller Übereinstimmung mit diesen Daten begegnen wir seit der Mitte des 13. Jahrhunderts in den Testamenten, zunächst freilich nur vereinzelt, ehernen Töpfen³⁶ (Abb. 18). Am Ende des

Jahrhunderts taucht auch eine Darstellung des Grapen auf, und zwar auf einer Skulptur des Monats Februar am Straßburger Münster (Abb. 19).

Natürlich fragt man sich, warum die gegossenen Grapen für wert befunden wurden, in den Testamenten erwähnt zu werden, die Kessel (Abb. 14, 15), die man längst kannte, aber nicht. Wer einmal solche Gefäße in der Hand gehabt hat, weiß warum dies so war. Ein Kessel von einem Fassungsvermögen von annähernd sieben Litern wiegt etwa 700 Gramm, ein früher Grapen mit dem gleichen Fassungsvermögen sieben Kilogramm. Bei dem immer noch hohen Metallwert war der Grapen ein Wertstück. Zwar konnten die

³⁴ Gotländsk Arkiv, 1973, 128 ff. Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Engeström gehören alle Formfragmente dem auf S. 131 abgebildeten Typus an, also dem bereits modernisierten.

³⁵ H. Lösch, Die Kölner Zunfturkunden bis zum Jahre 1500 (Bonn 1907) 19 ff.

³⁶ Urkundenbuch zur Geschichte der jetzt preussischen Re-

gierungsbezirke Coblenz und Trier bildenden mittelrheinischen Territorien (Coblenz 1860) 74, Bd. III, Nr. 1103, Testament des Elias, Canonikus von St. Florin zu Coblenz, vom 28. 4. 1251: *ollam unam eream do --- et unam eream ---*. Die nächsten Erwähnungen im ältesten Wismarer Stadtbuch (um 1260). Um 1300 tauchen sie bereits in allen Testamentsreihen auf, in den Lübecker, in den dänischen, in den schwedischen.



Abb. 16 Aquamanile (Handfaß) in Form eines Löwen, norddeutsch, 13. Jahrhundert, Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe.

Gießer im Laufe des 13. Jahrhunderts die Technik verbessern und damit Material einsparen, aber auch ein jüngerer Grapen mit einem Fassungsver-

mögen von sieben Litern wog immer noch fünf Kilogramm. Selbst das Gewicht eines sehr kleinen Grapen lag über dem eines Kessels aus Kupfer-



Abb. 17 Becken (sogenannte Hanseschüssel), um 1200, Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum.

oder Messingblech³⁷.

Die neue, materialsparende Technik dürfte übrigens zur Abspaltung der Grapengießer von dem älteren Gewerbe der Glockengießer geführt haben. Auch sonst können wir beobachten, daß das Aufkommen einer neuen Technik die Teilung

eines Handwerks zur Folge hatte. Freilich haben sich solche Teilungen selten in allen Städten durchsetzen können. Auch bei den Gießern boten sich verschiedene Gesichtspunkte an, das Gewerbe aufzuspalten³⁸. In Nürnberg unterschied man bekanntlich Rotgießer und Gelbgießer.

³⁷ Die Kessel wiegen bei einem Durchmesser von 28—33 cm und einer Höhe von 14—17 cm etwa 600—1500 Gramm. Der frühe Grapen des St. Annenmuseums (Abb. 18) Inv. Nr. 1909/176 wiegt bei einem Durchmesser von 22 cm, einer Höhe von 28,8 cm und einem Fassungsvermögen von etwa 7 Litern 14,8 Kilogramm, dabei fehlt ein Teil eines Beines.

³⁸ Man konnte sich in Apen- und Grapengießer aufspalten oder in Rot- und Gelbgießer, man konnte auch bei den Glockengießern bleiben oder seit dem 14. Jahrhundert auch bei den Büchsengeießern oder bei den Schmieden. Die Kupferschmiede, die im 13. Jahrhundert am häufigsten erwähnt wurden, haben es in diesem Rahmen am spätesten zu einer eigenen Zunft gebracht.

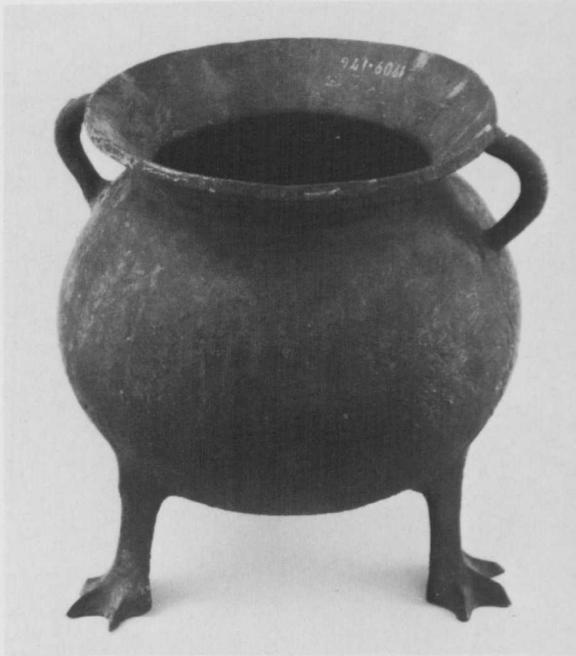


Abb. 18 Eherner Grapen, erste Hälfte des 13. Jahrhunderts, Lübeck, St. Annen-Museum.



Abb. 19 Darstellung des Monats Februar, Straßburg, Kathedrale, Jungfrauenportal, um 1300.

Die Geschichte des Grapen, des gegossenen Dreibeintopfes, konnte in den letzten Jahren weitgehend geklärt werden³⁹. Es hat wohl schon

im 12. Jahrhundert vereinzelt ehernen Töpfe mit drei Beinen gegeben, vielleicht in Klosterküchen, vielleicht auch im Gewerbe. Um 1200 dürfte man



Abb. 20 Ehernes Becken, Typus des 14. und frühen 15. Jahrhunderts, Lübeck, St. Annen-Museum.



Abb. 21 Eernes Handfaß, Niederlande, Typus vom Ende des 14. Jahrhunderts, Amsterdam, Rijksmuseum.

bereits Grapen in kleinem Umfang serienweise hergestellt haben, um die Mitte des 13. Jahrhunderts war der Grapen bereits eine begehrte Ware, um 1300 nach Ausweis der Testamente sogar eine allgemein begehrte Ware.

³⁹ Um die Erforschung des Dreibeintopfes hat sich H. Drescher unter anderem in folgenden Untersuchungen be-

sonders verdient gemacht: Grapen aus Bronze im Altonaer Museum. Altonaer Museum in Hamburg, Jahrbuch 5, 1967, 53—78; — Mittelalterliche Dreibeintöpfe aus Bronze. Rotterdam Papers, a contribution to medieval archaeology (1968) 23—33; — Mittelalterliche Dreibeintöpfe aus Bronze. Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 4, 1969, 287—315; — Grapen des 12.—13. Jahrhunderts aus Lübeck. In: Lübeck 1226, Reichsfreiheit und frühe Stadt (Lübeck 1976) 307—320. Für den letztgenannten Aufsatz hat Drescher unzuverlässige Angaben aus A. M u n d t, Die Erztäufen Norddeutschlands von der Mitte des XIII. bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts (1908) übernommen.



Abb. 22 Meister Bertram, die Handwaschung des Pilatus vom Passionsaltar, um 1390, Hannover, Niedersächsische Landesgalerie.

Auch Kessel sind genannt, zunächst, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, sogar besonders herausgehoben, oft mit der Bemerkung, daß es sich um große Kessel handle. Gleichzeitig

traten in den Urkunden die Kupferschmiede auffallend hervor, übertrafen an Zahl die der Gießer. Das ist sehr merkwürdig, denn im Gegensatz zu den Grapengießern und Kannengießern gelang es

ihnen im 14. Jahrhundert nicht, eine eigene Zunft zu bilden. Wir müssen den Sachverhalt wohl so deuten, daß man zunächst, als man sich für mehr Hausgerät aus Metall entschloß, im allgemeinen der billigeren Blechware den Vorzug gab, dabei aber das gewohnte Fassungsvermögen der Kessel erheblich steigerte. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ersetzte man offenbar die Kessel weitgehend durch gegossene Gefäße und behielt die Kessel nur dort bei, wo sie sich besonders bewährt hatten. Dazu gehörten die Wasserkessel (Siedekessel) und Brunnenkessel, vor allem aber sehr große Gefäße, Kessel bis zu 5 Tonnen Inhalt, das sind fast 500 Liter.

Gegen 1300 tauchen darüber hinaus in größerer Zahl weitere Metallgefäße in den Testamenten auf, so auch das Handfaß (Abb. 21) und das Handbecken (Abb. 20), also Waschgeräte. Da diese Gefäße in der Stube ihren Platz fanden, wurden sie meist besonders sorgfältig ausgeführt, wurden schließlich zu ausgesprochenen Luxusstücken. Als Handfässer dienten verschiedene Kannenformen (Abb. 25, 26), der Schwenktopf (Abb. 21) und halbierte Tönnchen. Die Formen sind hier besonders mannigfaltig. Selbst das Löwenaquamanil (Abb. 27) konnte sich in Norddeutschland und Franken, wenn auch als seltene Ausnahme, halten. Die Handfässer waren aus Erz oder Zinn, die Becken aus Messing. Da man nur über ein oder zwei Handfässer verfügte, konnte man in den Testamenten im allgemeinen auf eine Beschreibung verzichten. Zu Hilfe kommen uns aber zahllose Abbildungen. Bei der Handwaschung des Pilatus (Abb. 22) sehen wir das Gerät meist in Aktion, bei Innenraumdarstellungen, wie der Verkündigung, steht es an seinem Platz in der Stube (Abb. 42). Das Waschgerät fehlt auch nie bei den Darstellungen der *arma Christi* und der davon abgeleiteten Themen (Abb. 26), wie der Gregorsmesse⁴⁰.

An ehernen Gefäßen werden weiterhin noch

aufgezählt der Mörser (Abb. 28), den die Apotheker bereits im 13. Jahrhundert kannten, und verschiedene Arten von Pfannen, insbesondere Feuerpfannen (Abb. 29) und Braupfannen. Neben den ehernen Gefäßen gab es ganze Serien von Zinnkannen (Abb. 30, 31) und Zinnflaschen (Abb. 33). Beide Gefäße wurden als Hohlmaße benutzt. Sie werden daher gewöhnlich nach ihrem Fassungsvermögen bezeichnet. Endlich verfügte man auch im Haus über ein zuverlässiges Hohlmaß. Das machte Zinnkannen und -flaschen sehr schnell zu einem unentbehrlichen Hausrat⁴¹. Die Kannen kamen zum Einschenken auf den Tisch. Es wurde aber auch aus ihnen getrunken. Die gewöhnlich linsenförmigen Flaschen mit kurzem Fuß und kurzem Hals dienten zum Befördern von Flüssigkeiten über die Straße hin sowie auf Reisen, außerdem zum Abfüllen. In den Rathäusern wurden die Flaschen meist gleich auch als Schenkkanne benutzt. Da die Flaschen vor allem außer Haus gebraucht wurden, hat man sie gern vorsichtshalber mit einem Wappen gekennzeichnet.

Über Zinnschüsseln verfügten im 14. Jahrhundert gewöhnlich nur vermögende Leute. Diese besaßen jedoch ganze Serien, ein Dutzend oder auch zwei. In den größeren Schüsseln (Abb. 34) wurden die Speisen aufgetragen, in den kleineren, den sogenannten *Salsern* (Abb. 35), wurde der mit aufgeweichtem Brot angedickte Gewürzbrei gereicht.

Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts werden auch Leuchter aus Erz oder Messing so-

⁴⁰ *Arma Christi* werden die Gegenstände genannt, die stellvertretend für die einzelnen Stationen des Leidensweges Christi stehen. Die Handwaschung des Pilatus vertrat gewöhnlich ein Becken und ein Handfaß. Dazu R. Berliner, Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst N. F. 6, 1955. Die *Arma Christi* werden gelegentlich auch mit einer Szene kombiniert, etwa der Beweinung (Abb. 22), insbesondere aber mit der Messe des heiligen Gregor.

⁴¹ 1277 wird in Köln bereits ein Kannengießer genannt (St. Hagström wie Anm. 33, 475), sonst fehlen um diese Zeit in den deutschen Stadtbüchern noch die Kannengießer! In Braunschweig wird der erste Zinngießer 1319 erwähnt (Spies, Braunschweiger Zinn). Größeren Mengen von Zinn begegnen wir zuerst 1290 in den Inventaren König Eduard I. von England, nicht verwunderlich, da sich in Cornwall die reichsten Zinnlager befanden. Seit etwa 1300 gehörte die Zinnkanne im bürgerlichen Haushalt zum unentbehrlichen Requisite (vergl. Anm. 146). Die in den Zinnkannen eingelassenen Medaillons weisen ebenfalls bis in die Zeit um 1300 zurück. Für mittelalterliches Zinn ist neben H. U. Haedeker, Zinn (Braunschweig 1963) und Ph. Bouchul—C. Frégnac, Zinn (Fribourg-Bern-München 1978) vor allem Grieg heranzuziehen, für die Hansekannen im Speziellen: O. Lauffer, Spätmittelalterliche Zinnfunde aus Hamburg. Mitteilungen des Museums für Hamburgische Geschichte 4, 1913, 7 ff.

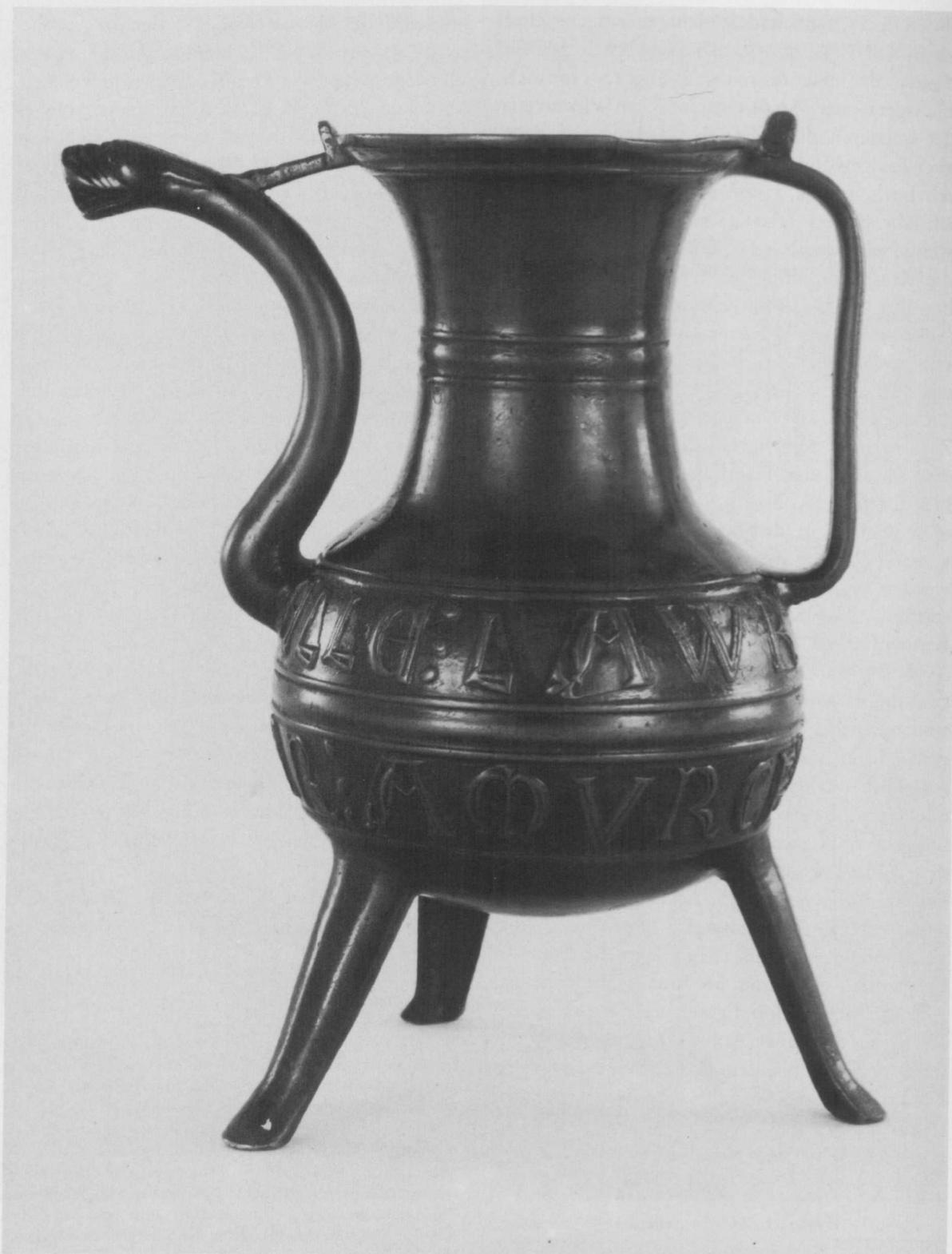


Abb. 23 Eernes Handfaß (LAWR) Nordfrankreich oder Südengland, spätes 14. Jahrhundert, London, British Museum.

Abb. 24 Eernes Handfaß, Frankreich oder Niederlande, 14. Jahrhundert, Amsterdam, Rijksmuseum. ►

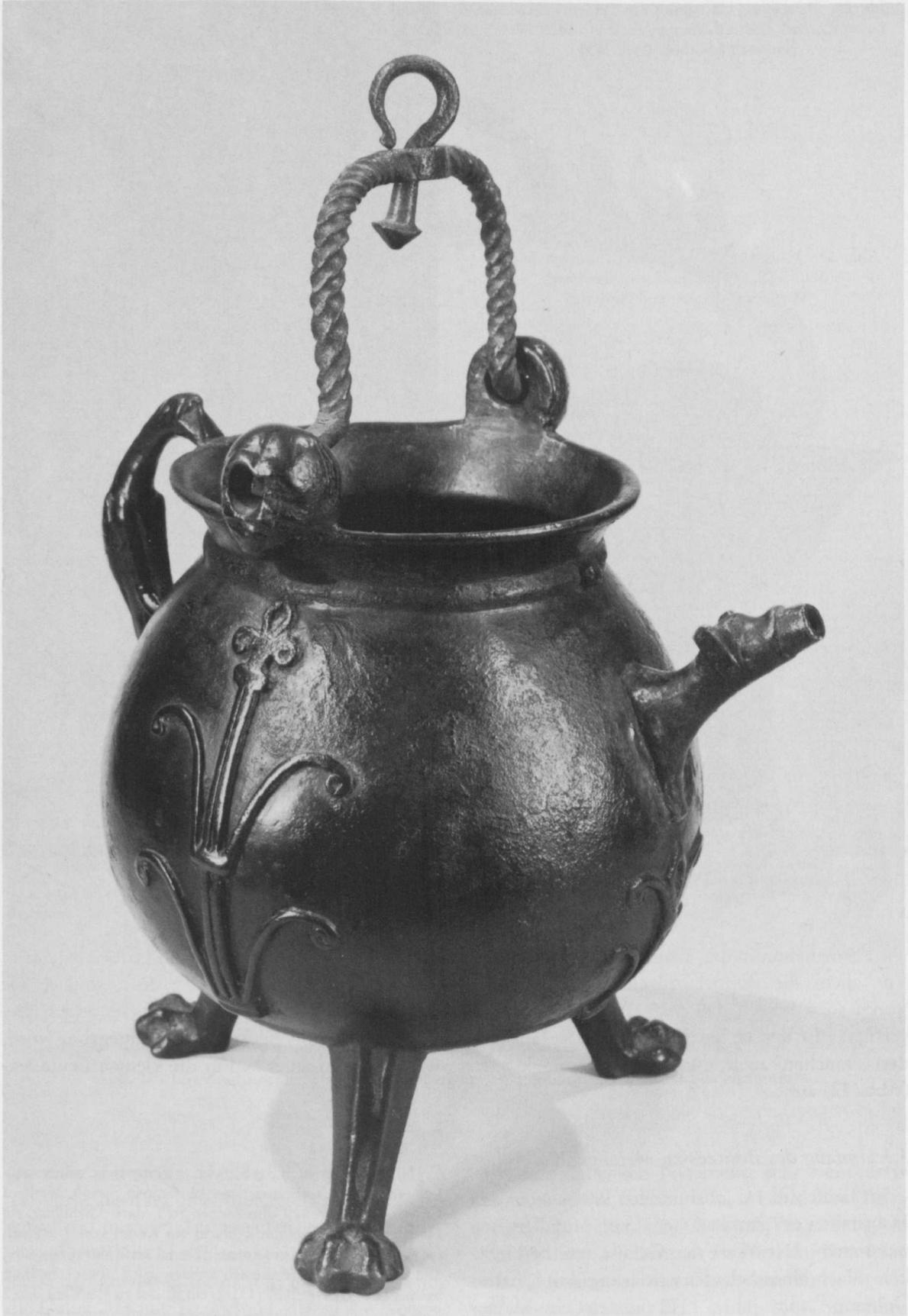


Abb. 26 Beweinung Christi mit den Leidenswerkzeugen (*arma Christi*), Bedford-Meister, Paris um 1420, Wien, Nationalbibliothek, Cod. 1855.



Abb. 25 Handfaß, Messing, niederländischer Typus des frühen 15. Jahrhunderts, Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe.



wie Zinnleuchter in den Testamenten verzeichnet. Vor allem die doppelarmigen Messingleuchter waren so wertvoll, daß man über sie gesondert verfügte. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts tauchen auch die ersten Messingkronen (Abb. 42) auf.

3.3 Umfang des Besitzes an Metallgerät

Im Laufe des 14. Jahrhunderts kam also in den Haushalten ein ganzes Arsenal von Metallgeräten zusammen. Der Wert der Gefäße war beträchtlich. Nach einer Schadenserklärung des Klosters Doberan^{41a} im Jahre 1312 kostete ein kleiner Grapen so viel wie ein Schaf, ein etwas größerer

so viel wie ein Schwein und ein großer, wie er in den Klosterküchen benutzt wurde, so viel wie drei bis vier gute Pferde oder sechs bis acht Kühe. Braupfannen, deren Wert öfter angegeben wird, waren ebenso teuer⁴². Für die kleinen Leute wa-

^{41 a} Vgl. Anm. 12.

⁴² Für Preise ist auch das in Anm. 12 zitierte Schadenprotokoll von 1425 heranzuziehen: 12 Grapen zu 16 Mark, 2 Ochsen zu 12 Mark, 2 Zinnkannen zu 1 Mark 3 Schilling, ein Handfaß und ein Becken 2 Mark, ein Kessel von 4 Tonnen (= 480 l) zu 9 Mark, ein zweiter Kessel zu 3 Mark. So teure, also besonders große Kessel werden auch sonst erwähnt. Svensk Dipl III Nr. 2600 (1316): ein Kessel zu 4,5 Mark und 2 Kessel zu 2,5 Mark. Preise findet man auch reichlich in den Stadtrechnungen, vgl. Anm. 14.



Abb. 27 Löwenaquamanile, Handfaß, Nürnberg um 1400, München, Bayrisches Nationalmuseum.

ren diese metallenen Gefäße zu einem wichtigen Teil ihres Besitzes geworden. Sie sind daher entsprechend in ihren Testamenten herausgestellt.

Leider zählen die Testamente nur ausnahmsweise den gesamten Besitz auf, meist werden nur die Gaben genauer bezeichnet, die an die Neben-erben gingen. Wenn kein Hauptebe vorhanden

war, sind daher die Testamente sehr viel redseliger. Auf jeden Fall muß man zahlreiche Testamente durchsehen, um eine klare Vorstellung von dem Umfang des Besitzes zu erhalten. Besonders aufschlußreich ist das Testament einer Braunschweiger Dame aus der Zeit um 1366. Sie ordnete nämlich an, daß 12 eiserne Grapen, 6 zinnerne



Abb. 28 Eherner Mörser, mitteldeutsch oder böhmisch, 14. Jahrhundert, Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe.

Kannen, 12 zinnerne Flaschen, 12 zinnerne Schüsseln, 3 Handfässer und 2 Becken in ihrem Hause zu bleiben hätten⁴³. Offenbar sah sie diese Menge als feste Ausstattung ihres gewiß stattlichen Anwesens an. In anderen Testamenten werden 8 bis 10 Grapen, mehrere Zinnkannen und Zinnflaschen, einige Kessel sowie Handfaß und Becken als Bestand angegeben, und zwar für jedes Haus, wenn der Erblasser über mehrere Wohnungen verfügte⁴⁴. Handwerker, die derartige Metallgefäße für ihren Beruf benötigten, waren manchmal im Besitz von noch größeren Se-

rien, vor allem an Grapen. Ein Braunschweiger Zimmermann hinterließ 1371 13 Grapen, 5 Tiegeln (= Pfannen) und 5 Kessel, ein Braunschweiger Schuster 1433 sogar 18 Grapen, 6 Tiegeln, 6 Kessel, 6 Becken, 7 Kannen und eine Flasche,

⁴³ Braunschweiger T. B. A. Bl. 7 (um 1366).

⁴⁴ Interessant in diesem Zusammenhang das einem Inventar gleichkommende Testament des Archidiakons von Bevensen, Segeband von Tüne, Lüneburger T. vom 18. 5. 1385. Der geistliche Herr zählt den Besitz seiner beiden Residenzen auf. In der einen Küche: 3 Kessel, 7 Grapen, 1 Mörser, ein

nicht eingerechnet das, was seine Frau ins Haus gebracht hatte⁴⁵. Im Überschlag dürfte ein Haushalt gegen Ende des 12. Jahrhunderts an Metallgeräten — sieht man vom Eisengerät ab — kaum mehr als 1 bis 2 Kilo besessen haben, ein Haushalt im dritten Viertel des 14. Jahrhunderts dagegen 20 bis 100 Kilo und noch darüber hinaus. Riesige Mengen an Metall, vor allem an Kupfer und Zinn, müssen im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts zur Ausstattung der Haushalte beschafft worden sein. Nie wieder dürften die metallenen Geräte für Küche und Stube einen so gewichtigen Faktor im wirtschaftlichen Leben dargestellt haben wie im 14. Jahrhundert.

Dieses neue Arsenal von Metallgefäßen hat zweifellos die Lebensverhältnisse entscheidend verbessert. Die Dauerhaftigkeit der Ware sprach für sich. Auch das Geschäftsleben profitierte davon. Mit den Zinnkannen und Zinnflaschen waren — worauf bereits hingewiesen wurde — endlich geeichte Hohlmaße ins Haus gekommen. In welchem Ausmaß sich die Eßgewohnheiten veränderten, wäre noch zu untersuchen. Viele

Handfaß, 2 Becken und dann noch ein Handfaß und 2 Becken, 4 Zinnkrüge und 12 oder 16 zinnerne Schüsseln und dann noch einmal 8 Grapen, 6 Kessel, 8 Flaschen, 4 Kannen, Handfaß und Becken und Mörser. Für Lübeck sei auf das Testament einer Seidenweberin verwiesen, die offenbar ihren wertvolleren Besitz vollständig aufzählt, Lübecker T. R. Bd. II, Nr. 1006 (1363). An Metallsachen werden aufgeführt: 11 silberne Löffel, 1 Silberschale, 12 zinnerne Schüsseln, 6 Salser, 2 Kannen, 3 Grapen, 4 Kessel, Becken und Handfaß. Gleiches gilt von Nr. 1007 (1363), das Testament eines etwas vermöglicheren Mannes: 8 silberne Löffel, 1 silberner Becher, 10 Kannen, 8 Grapen, 3 Kessel, 18 zinnerne Schüsseln und 8 Salser. Weitere Beispiele Bd. I, Nr. 105 (1331): 9 Grapen, 3 Kessel, 3 Krüge; und Bd. II Nr. 1046, eine Weberin: *all meinen Hausrat nämlich 10 Grapen, 3 Kessel und 6 Krüge*. All sein Gerät zählt schließlich auch ein Braunschweiger, der nur über einen bescheidenen Besitz verfügt, her, Braunschweiger T. B. N. Bl. 13 (1411): *all meine Gerät, nämlich 10 Grapen, 7 deghel (Pfannen), 8 Kannen*.

⁴⁵ Braunschweiger T. B. A. Bl. 11(1371) und Bl. 103 (1433). Der Schuster von 1433 verfügte über eine große Werkstatt; nach seinem Testament besaß er auch mehrere Knechtsbetten. Natürlich gab es auch verarmte Handwerker. So beklagt ein anderer Schuhmacher im gleichen Jahr (1433 auf Bl. 107), daß er seinem ersten Sohn noch 9 Mark, ein Bett und einen Grapen habe mitgeben können, sein zweiter Sohn erhält nur noch ein Bett und eine Weinflasche. Im allgemeinen scheinen gerade die Schuhmacher auf einen größeren Besitz von Metallgefäßen angewiesen gewesen zu sein. So auch ein Lübecker Schuhmacher, Lübecker T. R. Bd. II, Nr. 493 (1353): 14 Grapen, 10 Kannen, 5 Kessel und 2 Dreifuße.

Gewerbe stellten sich wie die Brauer weitgehend auf Metallgefäße um.

Natürlich konnten sich diese Metallgefäße nicht überall in dem gleichen Umfang durchsetzen wie in dem hansischen Raum, also in Nordfrankreich, Südengland, den Niederlanden, Norddeutschland und Teilen Skandinaviens⁴⁶. In den Wiener Testamenten fehlen die ehernen Töpfe. Ausgrabungen haben diesen Befund bestätigt. In Regensburg müssen die Verhältnisse ähnlich gewesen sein. Vielerorts hatte man den ehernen Topf durch einen kupfernen Blechtopf ersetzt und diesen billigeren Topf auf einen eisernen Dreifuß gestellt. Auch in Frankreich scheint man sich zumindest im Süden mit dieser Lösung im allgemeinen zufrieden gegeben zu haben⁴⁷.

Die besondere Entwicklung in den südlichen Ländern, in Italien und Spanien, kann nur angedeutet werden. Die italienischen Museen bieten kaum Material zur mittelalterlichen Kulturgeschichte an. Daher ist man im wesentlichen auf Bilder und Urkunden angewiesen. Die Urkunden wären noch zu befragen. Einiges spricht dafür, daß sich die gegossenen ehernen Gefäße, vom Mörser abgesehen, in Italien nicht in dem gleichen Maße haben durchsetzen können wie im Norden, wohl aber Gefäße aus Kupfer- und Messingblech. Wenn Petrarca noch nach der Mitte des 14. Jahrhunderts in seinem „Trostsiegel in Glück und Unglück“ die Metallgefäße als überflüssigen Luxus brandmarkt und meint, Gefäße aus Holz und Ton täten es auch, so ist zu beden-

⁴⁶ An Hand der Bodenfunde zeichnet sich eine verhältnismäßig einheitliche Sachkultur dieses Raumes ab und zwar schon in vorhansischer Zeit, wie die Fundstellen der sogenannten Hanseschüsseln bezeugen. Die aufgefundenen Grapen, Zinnkannen und Handfässer unterstreichen auch für das 13.—15. Jahrhundert die Einheit dieses Gebietes. Zu diesem Befund liefern die Testamente aufschlußreiche Details, feste Daten sowie Hinweise auf den Umfang des metallenen Hausrates. Dabei dürfen wir davon ausgehen, daß die Entwicklung im Westen begann, in Paris, in der Maasgegend mit den reichen Galmeivorkommen, sowie in dem zinnreichen England. Allerdings war der Handel im 13. Jahrhundert bereits so kräftig entwickelt, daß die Verzögerung in der Verbreitung solcher Güter, die als Grundbedarf angesehen wurden, nicht allzu groß gewesen sein dürfte. In Skandinavien brachte die andere soziale Struktur auch eine andere Verteilung der Güter mit sich. Einen zu norddeutschen Städten vergleichbaren Besitz findet sich nur bei großen Herren und der hohen Geistlichkeit.

⁴⁷ Gonon, 101—103.

ken, daß der Dichter in diesem moralisierenden Spätwerk eine idealisiert einfache Welt dem aufkommenden Luxus entgegensetzen wollte.

Auch in den Städten, in denen man reichlich über metallenen Hausrat verfügte, verschwanden darum Holz- und Tongerät keineswegs aus dem Haushalt der Bürger. Für viele Zubereitungen waren Gefäße aus diesen Materialien unentbehrlich. In bescheideneren Verhältnissen mußte man sich weitgehend mit dem billigeren Gerät begnügen. Über zinnerne Schüsseln verfügten im 14. Jahrhundert ohnehin nur reiche Leute. Erst im 15. Jahrhundert wurde das hölzerne Tischgerät in größerem Umfang durch zinnerne ersetzt. Holznapfe und Steinzeugkrüge blieben für große Teile der Bevölkerung und bei allen Massenbeköstigungen bis in das 16. Jahrhundert im Gebrauch. Dennoch, der eigentliche Wandel liegt in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts. Der drastische Rückgang der Pariser Holzschalenmacher zeigt das sehr deutlich. Damals verlor dieses Gewerbe zwei Drittel seiner Mitglieder. Die Bodenfunde verzerren das Bild so gründlich, daß nur zu leicht falsche Vorstellungen entstehen können. In den neuerdings mit vieler Hingabe ausgegrabenen Kloaken kam nur Wegwerfware und kaum einmal ein Metallgefäß ans Licht. Alles Metall wanderte normalerweise in den Schmelztiegel⁴⁹.

Auch die Gefäße aus billigerem Material wußte man im 14. Jahrhundert den gesteigerten Ansprüchen anzupassen. Das gilt vor allem für das Steinzeug⁵⁰. In Italien trat, wie schon gesagt, damals die Fayence ihren Siegeszug an. Gegen Ende des

14. Jahrhunderts konnte sich dann auch außerhalb Italiens das Trinkglas allgemein durchsetzen⁵¹, freilich als eine ausgesprochen billige Ware. Immerhin eine sehr ins Auge fallende Verbesserung des Tafelgeräts! Im gehobenen Bereich vermochte das Glas weder in Deutschland noch in Frankreich oder England oder Skandinavien die silbernen Gefäße zu verdrängen. So konnte es passieren, daß Kaiser Friedrich III., als er in Venedig ein kostbares Trinkglas fallen ließ, entschuldigend sagte, er sei nur silberne Becher gewohnt.

3.4 Textilien

Die Umrüstung im Hause beschränkte sich nicht nur auf die Gefäße. Auch sonst wurden die Akzente neu gesetzt. Bis in das 13. Jahrhundert hinein hatten allein Textilien und Silber den Besitz an mobilen Gütern bestimmt. Zum Decken des Tisches und vor allem an den Festtagen wurden die Textilien aus den Truhen geholt. Dieser Schatz an Tischdecken, Handtüchern, Banklaken, Rücklaken (Wandbehänge) und Fensterlaken sowie Kissen vermehrte sich im Laufe des 14. Jahrhunderts zusehends. An den Textilien lassen sich sogar die gewachsenen Ansprüche des 14. Jahrhunderts besonders deutlich ablesen. Die

⁴⁹ Gänzlich anders liegen die Verhältnisse bei der deutschen Brücke in Bergen. Die Brücke brannte mehrfach ab. In diesen Bränden konnte das Metall nicht geborgen werden. Die Ausgrabungen dort ergeben ein Bild, das denen der Testamente sehr viel näher kommt. Die Veröffentlichung von Grieg brachte erste Ergebnisse.

⁵⁰ Über den neuesten Stand der Forschung und die umfangreiche Literatur unterrichtet am besten der Katalog des Kunstgewerbemuseums Köln, Bd. 4, Steinzeug, bearbeitet von Gisela Reineking — von Bock (Köln 1976). Dazu noch ein Hinweis: Nach den Kölner Stadtrechnungen (wie Anm. 14) 173 kosteten 1375 200 Kannen (gemeint sind offenbar die sogenannten Jacoba-Kannen) 5 Mark 4 Schilling. Nach der gleichen Quelle kosteten (S. 86) 4 (Zinn)flaschen 1372 8 Mark 4 Schilling, 2 (zinnerne) Mischkännchen (S. 17) 1370 1 Mark 4 Schilling, ein offenbar sehr großer Grapen (S. 118) 1373 9 Mark und 4 Schilling und 2 Kessel (S. 147) 1374 6 Mark.

⁵¹ F. Rademacher, Die deutschen Gläser des Mittelalters (Berlin 1933).

⁵² Renate Kross, Niedersächsische Bildstickereien des Mittelalters (Berlin 1970); — Leonie von Wilkens, Unbekannte Buchmalereien und Leinenstickerei des 14. Jahrhunderts im Umkreis von Lübeck. Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 15, 1976, 71 ff.

⁵³ Lübecker T. R. Bd. I Nr. 123 (1333): *pannum depictum super lectum meum velatum*; — Nr. 278 (1349): zwei Kissen mit Tieren bestickt; — Nr. 332 (1350): *manuterium cum ymaginis perconsutum*; — Bd. II Nr. 653 (1357): ein flämisches Handtuch. . . *cussinum beneyt, quod jacet sub meo capite. . . ein leinen sperlaken, auf dem das Leiden Christi gemalt ist*; — Nr. 720 (1358): *cussinum beneghet proprie*; — T. R. 1485 a (1368): Das Kopfkissen mit dem Wappen, das Badetuch mit dem verlorenen Sohn (*balneamen materie filii perditionis*); — Svensk Dipl. Bd. IV Nr. 3484 (1340): *bancale depictum* (Dabei ist der Ausdruck *depictum* nicht wörtlich zu verstehen, er besagt wohl nur, daß die so beschriebenen Textilien mit Figuren oder Ornamenten geschmückt waren). — Eine reichverzierte Decke, über das Bett zu legen, hat sich im Historischen Museum zu Stockholm erhalten. Die Decke, die noch im 14. Jahrhundert entstanden sein könnte, war später in die Kirche zu Dalhem, Smaland, gestiftet worden.



Abb. 29 Eherne Feuerpfanne, 14. oder 15. Jahrhundert, Lübeck, St. Jacobi.

oberitalienischen und flandrischen Stoffe des 14. Jahrhunderts übertrafen alles, was zuvor an Tuchen in Westeuropa produziert worden war. Auch die Teppichwirkerei konnte damals im franco-flämischen und südwestdeutschen Raum ihre ersten große Erfolge erzielen. Neben diesen Produktionen auf höchstem Niveau haben in Frauenklöstern und Frauenstuben Stickerinnen, um ihre Heimstatt zu verschönern, naiv erzählend eine bunte Welt geschaffen (Abb. 39). Diese Stickwut war sicherlich nicht nur auf Norddeutschland beschränkt. Hier ist nur dank dem Umstand, daß die Klöster von evangelischen Damenstiften übernommen wurden und diese eifersüchtig den übernommenen Besitz hüteten, eine überraschend große Zahl von Stickereien überliefert⁵². Bei den Textilien gehen die Testamente nur selten ins Detail⁵³, doch weist die Sorgfalt, mit der die Textilien aufgeführt sind, auf den besonderen Wert dieses Erbteils hin.



Abb. 30 Zinnkanne, sogenannte Hansekanne, 14. Jahrhundert, Lübeck, St. Annen-Museum.

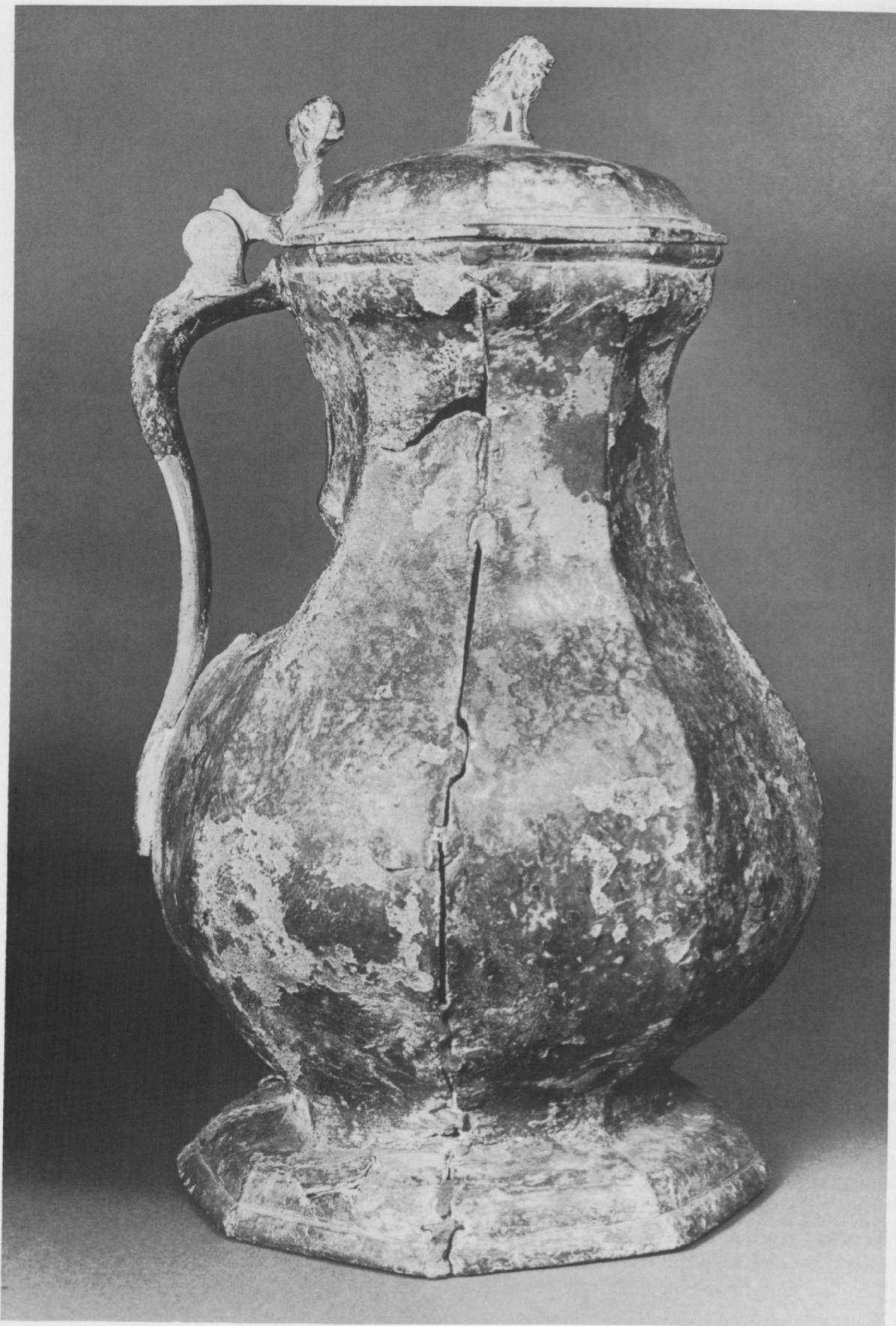




Abb. 32 Zinnernes Kinderkännchen, 15. Jahrhundert, Lübeck, St. Annen-Museum.

◀ Abb. 31 Zinnkanne aus der 1356 zerstörten Burg Homburg, Historisches Museum Lenzburg.

3.5 Möbel

Die Aufzählung der Textilien verrät auch einiges über die Art der Ausstattung. So werden seit dem zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts im zunehmendem Maße Stuhlkissen erwähnt. Der Stuhl setzt sich also langsam durch. Die Stühle selbst werden als billiges Holzwerk kaum erwähnt, allenfalls einmal ein besonders ausgestatteter Einzelsitz⁵⁴.

Wegen der reichen textilen Ausstattung war schon in den Testamenten des 13. Jahrhunderts das Bett stets besonders hervorgehoben worden. Dabei ging es nicht nur um die Kissenberge, sondern vor allem um die kostbare Überdecke und den nicht weniger wertvollen Bettvorhang, der sogar mit Bildern geschmückt sein konnte. Das Bett stand im allgemeinen im Wohnraum (Abb. 42), war also ein Paradestück. Der Wert des Bettes mit Zubehör war beträchtlich⁵⁵.

Seit dem 14. Jahrhundert traten auch die übrigen Möbel immer mehr in den Vordergrund, insbesondere die verschiedenen Arten von Truhen oder Kisten: die Brautkiste, die Schiffskiste, die Fußkiste, die Werkkiste, die Kissenkiste, die Bettkiste — in Lübeck verstaute man das Bettzeug im *hudevat* — und die Kiste für den Vorrat an Speisen, das *Promptuarium*. Das *Promptuarium* konnte auch ein Schrank sein. Erhalten haben sich vor allem norddeutsche und ein paar englische Eichenholztruhen, darunter auch einige Dutzend von Truhen mit reich geschnittener Vorderwand⁵⁶ (Abb. 41), in den Testamenten als *cista sculpta*, *gravende kiste*, *utsnedene kiste*, *howene kiste* be-

zeichnet⁵⁷. Wie die bemalten italienischen Truhen sind diese geschnitzten Truhen im allgemeinen als Brauttruhen anzusehen. Für die einfach rot oder auch grün bemalten Truhen nahm man gewöhnlich billigere Hölzer, ebenso für die mit Eisenbändern beschlagenen Truhen. Die kleinen Truhen, in denen Geld und Schmuck aufbewahrt wurden, hießen Schrein oder Lade. In den Museen werden sie heute romantisch als Minnekästchen bezeichnet⁵⁸.

Sehr viel verbreiteter, als man bisher annahm, waren Schränke. Vor allem der Speiseschrank, das *Promptuarium*, wird immer wieder erwähnt. Aber auch Bücherschränke tauchen gelegentlich in den Testamenten auf, Kleiderschränke dagegen nur ausnahmsweise, das übliche war der Kleiderstock. Von den Tischen gehörten im 14. Jahrhundert meist nur der Ansatz Tisch, die sogenannte Folgetafel, zum herausgehobenen Hausrat. Bemalte Tische wie der des Lüneburger Museums und sein Gegenstück im Musée Cluny zu Paris waren ausgesprochene Luxusmöbel. Sie werden aber auch in Braunschweiger wie in Lübecker wie in Wiener Bürgertestamenten genannt. 1386 wird in einem Lübecker Testament ein solcher Tisch sogar genauer beschrieben: bemalt mit der Apo-

weniger beliebt. In Lübeck wurde neuerdings bei den Ausgrabungen auch ein entsprechendes Fragment gefunden. Die annähernd 200 mittelalterlichen Eichenholztruhen und Schränke in den Damenstiften um Lüneburg hat neuerdings H. Appuhn einer eingehenden Untersuchung unterzogen: Möbel des hohen und späten Mittelalters in den ehemaligen Frauenklöstern um Lüneburg. Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs Nr. 3 (Wien 1980) 343—352.

⁵⁷ Lübecker T. R. Bd. I Nr. 243 (1344) und Nr. 278 (1349): *cista sculpta*; — Bd. II Nr. 683 (1358): *gravene cista*; — Braunschweiger T. B. A. Bl. 49 (1407) und T. B. N. Bl. 23 (1411): *utgravene kesten*; — Braunschweiger T. B. A. Bl. 6/7 (1365): *grote darhowene kesten*; — Braunschweiger T. B. A. Bl. 71/72 (1401): *den groten utesnedenen kesten!*

⁵⁸ H. Kohlhausen, Minnekästchen des Mittelalters (Berlin 1928).

⁵⁹ U. B. des Bistums Lübeck, Nr. 649 (1341, Bischof Heinrich Bochohl): *mensa depicta*; — Lübecker T. R. Bd. II, Nr. 847 (1360): *den großen gemalten Klapptisch*; — Nachlaß Bruns, Testament des Thidemanus Holt vom 15. 8. 1386: *Item Marquardo de Dome do 20 cussinos sedium de melioribus nec non meam magnam mensam, in qua bella Saxorum et Holsatorum sint figurata similiter figura apocalipsis*; — Braunschweiger T. B. A. Bl. 85/86 (1422): *de malden schywen (schywe = Scheibe = Tischplatte)*; — Wiener T. B. Bl. 126 (1402): *den gemalten Tisch*. — Die erhaltenen Beispiele bei H. Kohlhausen, Bildertische. Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, 1936—39, 22 ff.

⁵⁴ Lübecker T. R. Bd. II, Nr. 720 (1358): *ein großer Stuhl*; — Nr. 1006 (1363): *ihren runden Stuhl am Bett mit dem besseren Sitzkissen*; — Lübecker T. R. Nr. 1471 (1368): *einen sedem proprie beschoten mit dem besten Kissen*. — Französische Miniaturen der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zeigen solche sesselartigen Stühle, wie sie hier offenbar angesprochen sind.

⁵⁵ Der Wert des Hauptbettes mit Ausstattung lag zwischen 5—10 Mark, und natürlich darüber, wenn seidene oder purpurne Decken zur Ausstattung verwendet waren.

⁵⁶ Die geschnitzten Truhen des Mittelalters aus Deutschland und Skandinavien sind einigermaßen vollständig abgebildet bei O. v. Falke, Deutsche Möbel des Mittelalters und der Renaissance (Stuttgart 1924) (eine Ergänzung im Pantheon 1934, 184ff.) und bei H. Kreisler, Die Kunst des deutschen Möbels Bd. I (München 1968). Wie die Testamente zeigen, ist es nicht erlaubt, die geschnitzten Eichenholztruhen von vornherein als Lüneburger Truhen anzusprechen. In Braunschweig, Hamburg und Lübeck waren derartige Truhen nicht



Abb. 33 Zinnerne Flasche, Rheinland, Typus des 14. und 15. Jahrhunderts, Köln, Kunstgewerbemuseum.

kalypse und der Schlacht der Holsten gegen die Sachsen⁵⁹. Ein schwedischer Prälat, der in Avignon sein Testament aufsetzte, besaß auch einen bemalten Schachtisch, den sein Vater von dem deutschen Herrn Karl geschenkt bekommen hatte⁶⁰.

Diese Möbel, die sich im Laufe des 14. Jahrhunderts immer mehr vordrängen, sind natürlich

⁶⁰ Svensk Dipl. Bd. IV Nr. 3532: *unam mensam depictam et portabilem, in qua est ludus cacorum, quam dominus Karolus thyske (der spätere Karl IV?) dedit patri meo bone memorie.*

im Zusammenhang mit der Ausgestaltung eines besonderen Wohnraumes zu sehen. Für diesen gesonderten Raum, der nun nicht mehr durch den Herd erwärmt werden konnte, erfand man, soweit man sich nicht für den Kamin entschied, den Kachelofen⁶¹ (Abb. 40).

⁶¹ Der abgebildete Kachelofen befindet sich in einem Würzburger Psalter, um 1250. Bayrische Staatsbibliothek Lat. 23256 (Hinweis Kratzenberger). In den Ofen sind zahlreiche Topfkacheln eingesetzt. Solche Kacheln haben sich in fast allen deutschen Städten, die bis in das Mittelalter zurückgehen, erhalten.



Abb. 34 Zinnerne Schüssel aus der 1356 zerstörten Homburg, Historisches Museum Lenzburg.

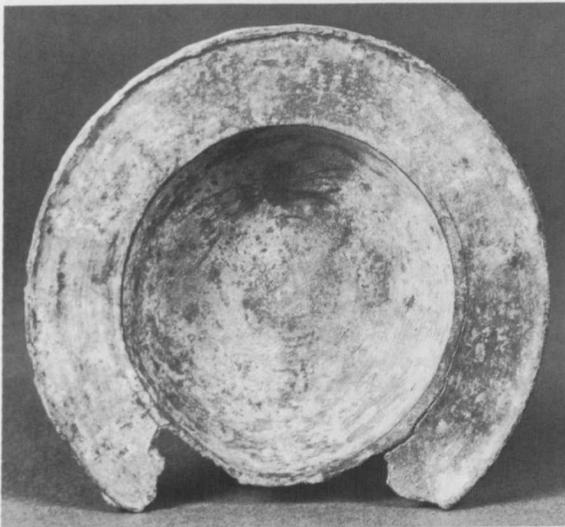


Abb. 35 Zinnerner Salser aus der 1356 zerstörten Homburg, Historisches Museum Lenzburg.



Abb. 36 Eherner Leuchter, um 1400, Lübeck, St. Annen-Museum.

Der Kachelofen war bald mehr als nur ein Heizkörper. Er entwickelte sich bereits gegen Ende des 14. Jahrhunderts zum Hauptschmuck des Raumes. Mit den glasierten Kacheln kamen auch die glasierten Fliesen ins Haus. Vermögende

⁶² Brunetti Latini, der Lehrer Dantes, staunt über den Luxus der ausgemalten Privathäuser, einem ungewohnten Luxus, dem er in Frankreich begegnet war. Aus dem 14. Jahrhundert haben sich auch in einigen deutschen Städten ausgemalte Privaträume erhalten. Am bekanntesten sind die Malereien des Hauses zum Kunkel in Konstanz (A. Stange, *Deutsche Malerei der Gotik*, Bd. 1 [Berlin-Leipzig 1934] Abb. 58). Für Lübeck: *Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde* 26, 1930, 113 ff. (Parzivallegende) und neuerdings freigelegt Schlüsselbuden 2 (*Kunsttopographie, Schleswig-Holstein* [Neumünster 1969] Abb. S. 152). Für Nürnberg: *Der Reichsschultheißenhof in Nürnberg. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg* 35, 1937, 138. — Im Zusammenhang mit der Mode, Wohnräume auszumalen, ist auch das Aufkommen der Teppichwirkerei zu verstehen.

⁶³ Reparaturen für Glasfenster kommen in den Stadtrechnungen des 14. Jahrhunderts häufig vor, z. B. 1338 für das Soester Rathaus (H. Rother, *Die ältesten Stadtrechnungen von Soest*. *Westfälische Zeitschrift* 1953); — ein interessanter Beleg für ein Privatgebäude: *Lübecker U. B.* Bd. I, Nr. 149 a (1348).

Leute ließen ihre Räume ausmalen⁶², verglasten die Fenster⁶³, wenigstens teilweise, und vertäfelten den heizbaren Aufenthaltsraum. So bot die Stube des 14. Jahrhunderts den Menschen neben anderen Bequemlichkeiten vor allem mehr Licht und mehr Wärme. Das war bei schlechter Witterung ein unschätzbare Gewinn. Man sollte nie vergessen, daß man auch in dem prächtigsten Pallas des 12. Jahrhunderts bei offenen Fenstern

Abb. 37 Messingleuchter, 15. Jahrhundert, Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe.

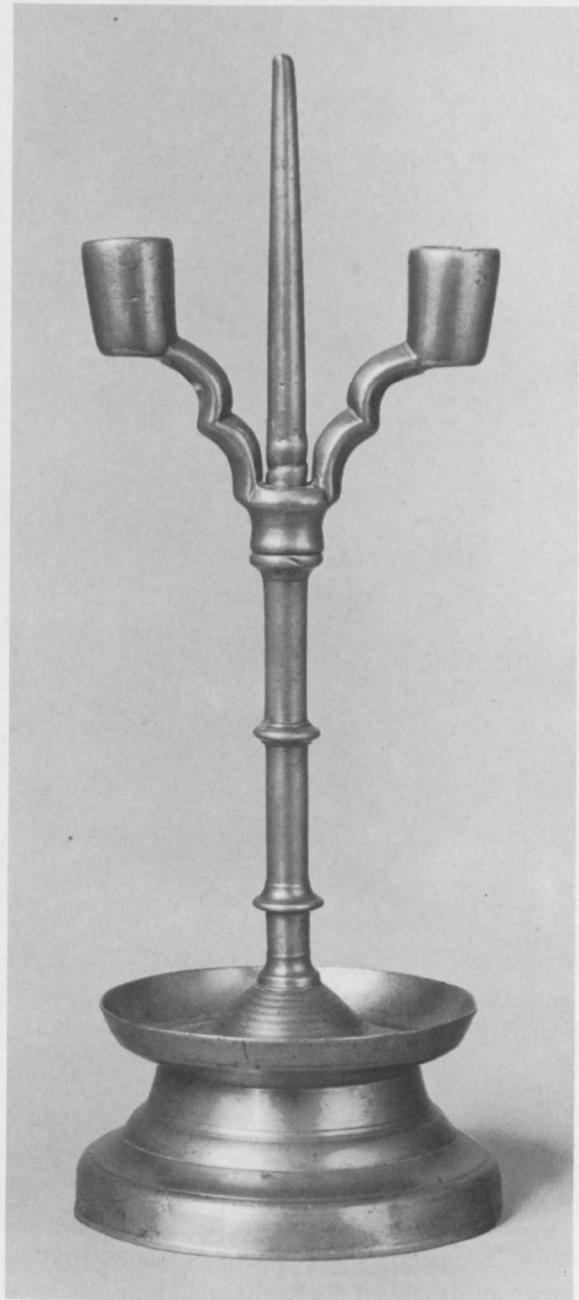




Abb. 38 Laterne, Messing mit Leder, Frankreich? Ende 14. oder frühes 15. Jahrhundert, Amsterdam, Rijksmuseum.

weitgehend den Unbilden der Witterung ausgesetzt war. Wie sehr man diesen neuen beheizten Aufenthaltsraum zu schätzen wußte, klingt auch in den Testamenten an. Verschiedentlich wird den Erben ausdrücklich die Benutzung dieses Raumes

auf Lebenszeit garantiert⁶⁴. Wer zu diesem Raum keinen Zugang hatte, mußte sich im Winter mit einer tönernen oder ehernen Feuerpfanne begnügen oder mußte sich einen Platz am Herd suchen.

4. Das Haus

Mit dem beheizten Raum ist bereits das Haus angesprochen. Es hätte nahe gelegen, mit der Entwicklung des Hauses meine Betrachtung zu beginnen. Jedoch sind die Angaben, die zum Ausbau des Hauses den Testamenten entnommen werden können, nicht besonders aussagekräftig. Auch hat man sich schon häufig mit der Geschichte des Bürgerhauses beschäftigt, freilich für die Anfänge nicht mehr als undeutliche Umrisse aufzeigen können⁶⁵. Bei unserer Untersuchung kann es auch nicht schlechthin um die Geschichte des Bürgerhauses gehen, zu verschieden ist die Entwicklung von Landschaft zu Landschaft. Entscheidend muß für uns vielmehr die Frage sein: Seit wann haben die Bürger allgemein für ihre Häuser einen repräsentativen Entwurf akzeptiert, und seit wann gab es im Haus einen besonders ausgewiesenen Wohnbereich?

Repräsentative Wohnbauten hatte es in den Städten vereinzelt schon im 11. und 12. Jahrhundert gegeben, vor allem im Besitz der hohen Geistlichkeit⁶⁶. Weiterhin wissen wir, daß im 12. Jahrhundert Steinbauten, also repräsentative

⁶⁴ Z. B. Braunschweiger T. B. A. Bl. 87 (1435): die Schwester soll, wenn es nottut, in der Dornse sitzen dürfen; — Bl. 101 (1433): die Frau soll Hauskammer, Kemnade und Dornse gebrauchen dürfen.

⁶⁵ Einen guten Überblick über die Verhältnisse: Zeit der Staufer, Bd. III, 75—86. Die Mittelalter-Archäologie dürfte in Zusammenarbeit mit der Dendrologie in den nächsten Jahrzehnten viele offene Fragen lösen können. Bereits jetzt zeichnet sich ab, daß man sich in Deutschland im 12. Jahrhundert oft mit Holzbauten zufrieden gab, wo man Steinbauten erwarten würde. In Italien war der Steinbau üblich, wenn auch hier von den Bürgern zunächst nur die einfachsten Wohnbedürfnisse befriedigt werden konnten.

⁶⁶ Die Testamente bezeugen den außerordentlichen Reichtum der hohen Geistlichkeit für das 12., 13. und frühe 14. Jahrhundert. Es ist also kein Zufall, daß man in französischen Bischofsstädten, die später bedeutungslos wurden, in der Nähe der Kathedralen vielfach Reste stattlicher Wohnbauten aus verhältnismäßig früher Zeit entdecken kann. Leider befinden sich diese Bauten gewöhnlich in einem ungepflegten Zustand und sind wohl auch noch nicht näher untersucht. Diese Bauten der hohen Geistlichkeit stellten sicher für die Bürger eine

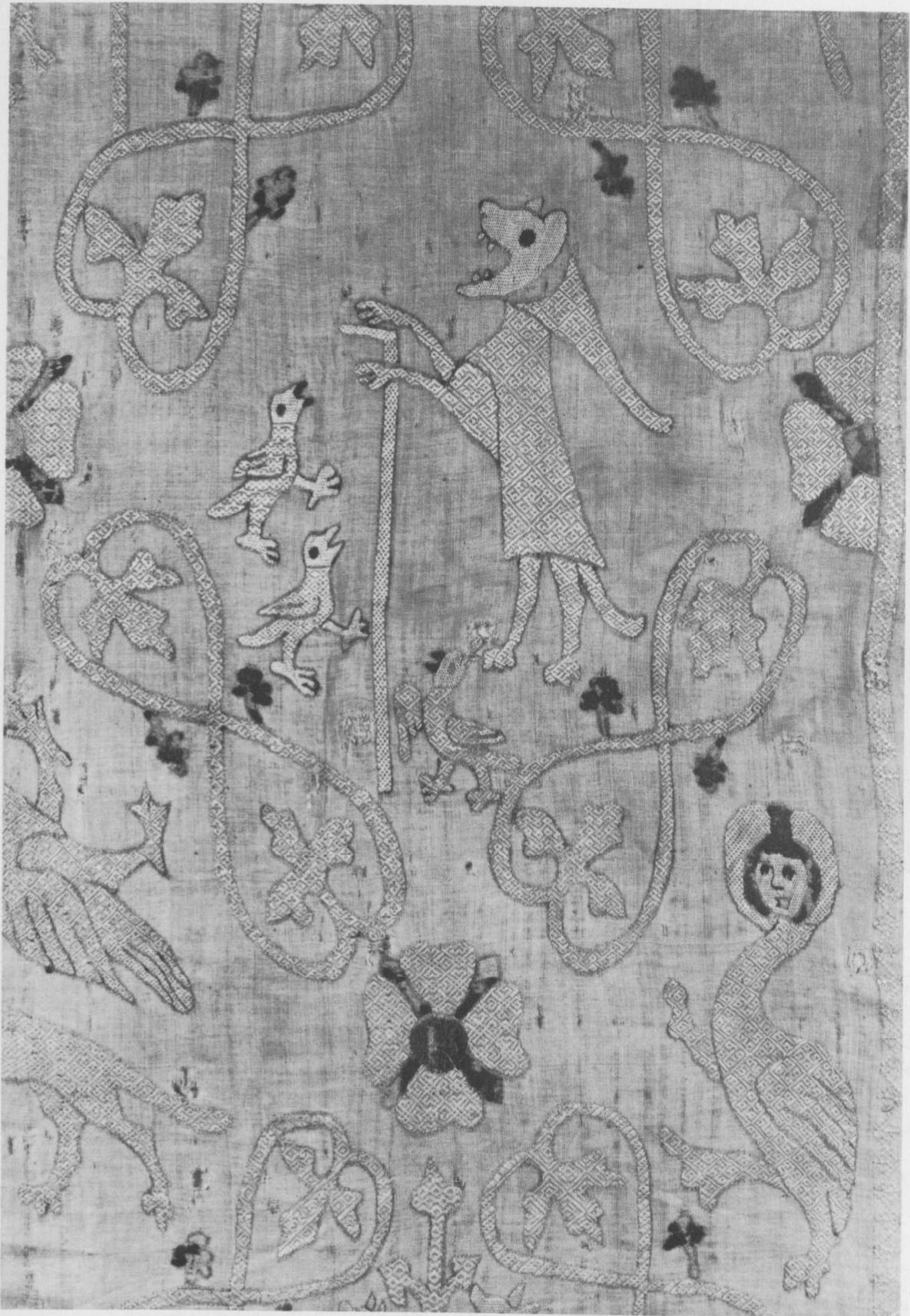


Abb. 39 Ausschnitt aus der Fuchsfabeldecke, wohl Lübeck um 1370, Lübeck, St. Annen-Museum.



Abb. 40 Darstellung des Januar und Februar, Mann am Kachelofen, aus einem Würzburger Psalter um 1250, Bayrische Staatsbibliothek Lat. 23256.

Wohnbauten, noch zu den Seltenheiten gehörten und daher in den Urkunden selbst in London und Köln besonders hervorgehoben wurden. Auch haben sich nur geringe Reste von Wohnbauten erhalten, die in das 12. Jahrhundert datiert werden können. Dagegen ist für das 13. Jahrhundert bereits eine größere Zahl von Häuserfronten überliefert. Wie sehr sich im 13. Jahrhundert die Verhältnisse verändert haben müssen, zeigt besonders drastisch eine Lübecker Verordnung. Als 1276 die Stadt zum dritten Mal durch eine Feuersbrunst verwüstet wurde, verpflichtete der Lübecker Rat seine Mitbürger darauf, alle Häuser in Stein zu errichten, obwohl in der Gegend kein Stein anstand und man daher auf Backstein angewiesen war. Nur Kleinhäuser, die Buden, durften weiterhin in Fachwerk errichtet werden. Indem man so das Haus gegen die Bude ausspielte, war eine repräsentative Gestaltung des Hauses als zumutbar vorausgesetzt. Wer etwas auf sich hielt, konnte sich diesem Anspruch nicht entziehen.



Abb. 41 Eichenholztruhe, Lüneburg oder Braunschweig um 1340, Kloster Ebstorf.



Abb. 42 Roger van der Weyden, Verkündigung, 1438, Paris, Louvre.

Dieses ebenso zweckmäßige wie kostspielige Mittel, sich gegen umgreifende Brände zu schützen, hat bekanntlich Lübeck bis zum Jahre 1942 vor weiteren Stadtbränden bewahrt. Nur wenige Städte folgten dem Lübecker Beispiel⁶⁷, keine der für mittelalterliche Verhältnisse großen Städte.

Herausforderung dar. Das bedeutet aber nicht, daß die Bürger dem Beispiel der Geistlichkeit unmittelbar folgten. In dem großen Lübeckholzschnitt von 1551 heben sich die freistehenden Domherrnkurien sehr deutlich aus dem sonst so einheitlichen Gefüge der Stadt heraus. Auf ein 1222 im Besitz eines Geistlichen befindliches Steinhaus wies mich R. Wortmann hin (Ulmisches Urkundebuch Nr. 27).

⁶⁷ Z. B. Elbing.

Wäre eine solche Entscheidung schon früher durchsetzbar gewesen, hätten gewiß sehr viel mehr Städte zu diesem sichersten Mittel gegen Stadtbrände gegriffen. Nun, da die Städte fester zusammengewachsen waren, ließen sich die Bürger auf einen so kostspieligen Eingriff nicht mehr ein.

Das Runtingerhaus in Regensburg⁶⁸, dessen Baugeschichte wir vom 12. Jahrhundert an verfol-

⁶⁸ W. Boll, Zur Baugeschichte des Runtingerhauses in Regensburg, Anhang zu Wiltrud Eickenberg (wie Anm. 13); Herr Boll gestattete freundlicherweise, seine Beilage hier zu reproduzieren.

gen können, macht die einzelnen Phasen der Entwicklung deutlich (Abb. 43). Um 1200 war das Haus auf engem Raum als isolierter Turm errichtet worden, Wohnung und Befestigung zugleich. Betont abweisend, ist der Bau gänzlich auf sich gestellt. Um 1260 wurde der Bau im Grundriß wie im Aufriß vergrößert, dabei wurde die Turmfront zu einem Treppengiebel ausgebaut. Der Treppengiebel erfüllt einmal den Anspruch auf Repräsentation, gliedert aber zugleich das Haus den Nachbarhäusern, der Straßenzeile, ein. Bei dem Umbau von 1330 wurde das Haus in der Front ein wenig, im Grundriß aber erheblich erweitert. Diese Vergrößerung kam vor allem dem Wohnbereich zugute. Um es noch einmal zu wiederholen: Im 13. Jahrhundert erhielt das Bürgerhaus eine Gestalt, die dem Anspruch auf standesgemäße Repräsentation entgegenkam, zugleich aber dafür sorgte, daß die Häuser sich zwanglos der Häuserzeile einordneten. Im 14. Jahrhundert kam mehr Licht, mehr Wärme, mehr Wohnlichkeit in das Haus, damals bildete sich im Keim das heraus, was wir heute als Wohnkultur bezeichnen.

5. Kleidung und Mode

Aber nicht nur Haus und Hausrat, auch die Kleidung erhielt damals ein neues Gesicht. Bei der Kleidung ging der Wandel jedoch sehr viel spektakulärer vor sich. In rund einem Menschenalter, zwischen 1330 und 1360, veränderte sich die Kleidung in schockierender Weise. Die Mitwelt folgte diesem Schauspiel zunächst ein wenig verblüfft, dann begeistert, teilweise aber auch abwehrend bis hin zu wildem Haß. Merkwürdigerweise haben die Historiker trotz dieser sich allenthalben abzeichnenden Erregung dieses Ereignis praktisch nicht zur Kenntnis genommen.

Jahrtausendelang hatte man sich mit Schlupfkleidern begnügt, mit Kleidern, die lose fielen, die den Körper im wesentlichen verhüllten. Das Kleid war stets als Würdezeichen betrachtet worden. Der Wert des Kleides hing vom Wert des Stoffes ab. Es hatte zwar immer schon eine Haar-mode gegeben, eine eigentliche Kleidermode aber nicht. Einige Extravaganzen, wie lange Schleppärmel, die zugleich anzeigten, daß der Träger eines solchen Kleides sein Brot nicht mit seiner

Hände Arbeit verdienen mußte, waren, aufs Ganze gesehen, belanglos. Als die Bürger aber reich geworden waren und sich jeden Stoff leisten konnten, kamen die Herren und Damen an den Höfen Europas auf eine bemerkenswerte Idee: Sie schnitten das Kleid auf den Körper zu oder gaben den Körper frei oder polsterten das Kleid aus. Auf diese Weise erhielt das Kleid eine feste Form, veränderte und korrigierte damit die Gestalt des Menschen nach wechselnden Wunschbildern. Da man die Partien, an denen das Kleid dem Körper angepaßt wurde, an denen man den Körper freigab, an denen das Kleid ausgepolstert wurde, nach Belieben bestimmen konnte, ließ sich ein Entwurf leicht durch einen anderen ersetzen. Bei diesem Kleid ging es nicht so sehr um die Würde, vielmehr suchte man überraschende Effekte, Effekte mit denen man sowohl das andere Geschlecht herausforderte sowie alle die, die sich eine extravagante Kleidung nicht leisten wollten oder konnten. Damit begann jenes Spiel, das wir heute als Mode bezeichnen⁶⁹.

Natürlich konnten nur Leute von Rang eine Mode kreieren. Da ihre Stellung unangefochten war, konnten sie sogar Elemente übernehmen, die sonst verpönt waren. Sie konnten sich etwa wie Bettelmönche gürteln. Die Bürger konnten das nicht ohne weiteres, sie konnten nur eine solche Mode nachahmen. War jedoch eine Mode allgemein geworden, so erfanden die Höflinge eine neue.

Nach verhältnismäßig kurzem Vorspiel gelangte die Mode schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts an die Grenzen des Vorstellbaren. Man trug hauteng angepaßte Kleider oder Kleider, die durch Knöpfe oder Nesteln von oben bis unten geschlossen waren (Abb. 44). Die Frauen stellten ihre Reize in weit ausgeschnittenen Kleidern recht offen zur Schau. So bekleidet, präsentierte sich der Mensch in seiner eigentümlich plastischen Form und konnte natürlich auch von Malern und

⁶⁹ Zum Aufkommen der Kleidermode habe ich mehrfach unter ein wenig veränderten Aspekten Stellung genommen: Lübecker Museumshefte 3: Die Törichten und die Klugen Jungfrauen (1961); 11: Von der Mode und von Kleidern (1973); — Studien zur Skulptur des ausgehenden 14. Jahrhunderts. Städel Jahrbuch 6, 1977, 99 ff. — Die Parler und der Schöne Stil, Bd. III (Köln 1978) 137 f.: Die Mode.



Abb. 43 Regensburg, das Runtingerhaus um 1200, um 1260 und um 1330.

Bildhauern nur noch entsprechend dargestellt werden.

Die Erregung, in die die Menschen durch die neue Kleidung versetzt wurden, spiegelt sich besonders deutlich in der Limburger Chronik wider⁷⁰. Die Veränderungen der Kleidung waren

plötzlich zu Ereignissen geworden, die für Wert erachtet wurden, von Fall zu Fall der Nachwelt überliefert zu werden. In den Testamenten zeichnet sich dieser Wandel nur für die ab, die sie zu lesen verstehen.

[Exkurs: Zahlreich sind in den Testamenten die Angaben zur Kleidung⁷¹. Die im zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts aufkommende modische Kleidung wird mit dem immer wiederkehrenden Ausdruck „die Kleider, die auf meinen Körper

⁷⁰ Die Limburger Chronik (Jena 1922). — Nicht weniger drastisch bekundete einer der Zeichner des Braunschweiger Skizzenbuches sein Interesse an den Wandlungen der Mode. In diesem Skizzenbuch wurde die Kleidung der Figuren, etwa zwei Jahrzehnte nach der Entstehung, der neuesten Mode angepaßt. Die Parler, Bd. III, 142.

⁷¹ Lübecker T. R. Bd. I und II.



Abb. 44 Die Werke des Guillaume de Machaut, Paris um 1350—55, Paris, Bibliothèque Nationale, Ms. fr. 1586.

Abb. 45 Zwei Törichte Jungfrauen aus der Lübecker Dominikanerkirche, Lübeck um 1400, Lübeck, St. Annen-Museum. ▶



zugeschnitten sind“ beschrieben, sowie durch die wachsende Zahl der silbernen Spangen und Knöpfe.

In den Regesten der Lübecker Testamente sind so ziemlich alle Angaben zur Kleidung irreführend übersetzt. Um die Lesung dieser und anderer Testamente zu erleichtern, seien die wichtigsten Kleidungsstücke kurz erläutert. Über dem Hemd trugen Mann und Frau gewöhnlich ein langes Kleid (*tunica*), überall als Rock bezeichnet. Über den Rock legten bestimmte Leute bei bestimmten Gelegenheiten — oft schon wenn sie die Straße betraten — einen vorn geöffneten Überwurf an, die *Hoike (toga)*, in Wien sagte man *Seidel*, oder einen Mantel. Der Mantel war rund bis halbrund zugeschnitten und wurde nur durch eine Mantelschnur lose zusammengehalten. Die *Hoike* war anders zugeschnitten (rechteckig?) und wurde am Hals durch eine *Hoikenbretze* zusammengehalten. *Hoike* und *Rock* wurden gern aus dem gleichen Stoff angefertigt. Diese Garnituren nannte man *ein Paar Kleider*. An Stelle von *Hoike* oder *Mantel* konnte auch ein geschlossenes Überkleid treten, der *tabbard (sorcotium)*. Das Überkleid hatte zunächst lange Ärmel. Im 14. Jahrhundert setzte sich vor allem die Variante mit den Ärmellöchern durch. Sie brachte die meist andersfarbigen Rockärmel zur Geltung. Seit dem zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts reichten die nun oval ausgeschnittenen Ärmellöcher bis zur Hüfte herab. Dieses modische Kleidungsstück nannte man *surcot* oder *sukenie*. Alle Kleider konnten gefüttert sein, doch wurde das Futter aus Pelz oder Stoff gewöhnlich als ein abnehmbarer Teil der Kleidung betrachtet. Daher wurde über das Futter vielfach gesondert verfügt. Pelzwerk wurde immer nach innen getragen. Das gilt auch für Kleidungsstücke, die als *Pelz* oder *Kürse* bezeichnet werden. Alle diese Kleidungsstücke, auch der *Rock*, konnten aber mußten nicht mit einem Wetterschutz, einer Kapuze, versehen sein. Die Kapuze gab es auch mit einem kurzen Schulterkragen als selbständiges Kleidungsstück. Das Schulterstück konnte auch weiter heruntergezogen sein (*Cappa cum capucio*). Als *Gugel* oder *Kogel* wurde dieses Kleidungsstück in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundert modisch herausgestellt. Der kurze *Rock* hieß *Joppe* oder *Wambs*. Mit der Mode kam auch die Hose auf, besser gesagt die Hosenstrümpfe, denn

die Hose bestand aus zwei Teilen, daher ist immer von einem Paar Hosen die Rede. Unentbehrlich war für die verheiratete Frau das Kopftuch (*velamen*, niederdeutsch *dock*, oberdeutsch *sleyer*). Das Kopftuch bestand aus feinem Leinen oder Seide oder auch aus einem schleierartigen Gewebe. Heute verstehen wir unter Schleier nur letzteres. Wir dürfen daher das Kopftuch nicht als Schleier bezeichnen, wenn auch *velamen* und das süddeutsche *sleyer* eine solche Übersetzung nahelegen.]

Die Kirche reagierte auf die Mode abwehrend oder feindlich. Zunächst untersagte sie auf Provinzialkonzilien und Synoden Priestern wie Nonnen, sich weiterhin wie Weltleute zu kleiden. Da die Mode aber noch kein Begriff war, mußten die Kirchenversammlungen auf jede einzelne Erscheinung der Mode gesondert eingehen. Auf diese Weise wurden, so merkwürdig es klingen mag, die Protokolle der Konzilien und Synoden für ein Jahrhundert lang auch zu Chroniken der Mode. Da mit Hilfe von Knöpfen um die Jahrhundertmitte die Kleider hauteng angepaßt wurden, hat — um ein Beispiel zu bringen — das Kölner Konzil von 1360 eine lange Liste von Kleidungsstücken aufgestellt, die Nonnen und Priester nur ohne Knöpfe tragen durften, die also nicht so eng anliegend waren ⁷².

Dieser Kampf der Kirche gegen die Kleidung blieb nicht ganz ohne Folgen. Die strengere Geistlichkeit, voran die Bettelorden, verschrien die neue Kleidung als Teufelswerk, und viele Gläubige folgten ihren geistlichen Hirten und bevorzugten schwarze und graue Kleider und brachten, ob sie es wollten oder nicht, diese Farben in Mode ⁷³. Der Salzburger Erzbischof verbot schließlich den Frauen seines Bistums das

⁷² A. Schultz (wie Anm. 2) 284—312.

⁷³ Noch merkwürdiger als die zunehmende Liebe für die Farbe Schwarz ist das Bekenntnis zum Grau, denn Grau galt schlechthin als die Farbe der Armen, war darüber hinaus eigentlich nur als Reisekleidung akzeptiert worden. Übrigens zeichnet sich in den Urkunden ab, daß man in Lübeck eine verhältnismäßig bunte Farbgebung lange beibehielt, daß in Wien blaue Kleidung besonders verbreitet war, daß in Mainz dagegen Schwarz sich besonders stark durchsetzen konnte (als Quelle für Mainz: Das Seelbuch der Mainzer Liebfrauenkirche. Mainzer Stadtarchiv 13/284).



Abb. 46 Silberne Kanne von 1477 und silberner Doppelpokal mit dem Datum 1519, Goslar, Rathaus.

Tragen auffallend modischer Kleidung. Er ging damit weit über das hinaus, was sonst mit den Kleiderordnungen erreicht werden sollte. Die mittelalterlichen Kleiderordnungen sind eigent-

lich Luxusordnungen. Sie sollten daher zunächst die Verschwendungssucht eindämmen und gingen im allgemeinen nur nebenher auf die Mode ein⁷⁴.

⁷⁴ L. C. Eisenbart, Die Kleiderordnungen der deutschen Städte zwischen 1350 und 1700 (Göttingen 1962). Mehr als bisher ist bei der Beurteilung dieser Kleiderordnungen der Zeitpunkt der Veröffentlichung zu beachten sowie der Status der Stadt. Im Mittelalter waren die Beschränkungen, anders

als seit dem 16. Jahrhundert, allgemeiner gehalten. Dort wo der Adel Einfluß hatte, suchte er sich natürlich Vorrechte über die Kleiderordnungen zu sichern. In Lübeck konnte dagegen niemand den Bürgern verbieten, Hermelin zu tragen, denn die Lübecker brachten den Hermelin nach dem Westen.

Derartig befiehlt, konnte das modische Kleid auf die Dauer nicht mehr als Würdezeichen betrachtet werden. Als solches war es auch von der Konzeption her nicht gedacht. Die Mode blieb jedem zugänglich, wenn auch dem Mann aus dem Volke erst nach einiger Verzögerung. Letztlich lief es dann doch wieder darauf hinaus, daß der Wert des Stoffes auch den Wert des Kleides bestimmte.

Solange das Kleid ein ausgesprochenes Würdezeichen war, konnte die Äbtissin eines Klosters ebenso wie ein Marienbild mit dem denkbar reichsten Kleid geschmückt sein. Mit dem Aufkommen der Mode war eine solche Auszeichnung eine zweifelhafte Ehre geworden. Daher hat man seit etwa 1390 bei den „Schönen Madonnen“ grundsätzlich auf jeden modischen Anklang verzichtet. Ein besonders drastisches Zeugnis für diese Umwertung des Kleides hat sich in den „Klugen und Törichten Jungfrauen“ des Lübecker Dominikanerklosters (Abb. 45) erhalten⁷⁵. In den älteren Reihen zu diesem Thema waren allenfalls die gottgefälligen „Klugen Jungfrauen“ durch reichen Schmuck ausgezeichnet. Bei der Lübecker Folge aus der Zeit um 1400 verhielt man sich genau umgekehrt, die „Klugen Jungfrauen“ erhielten schmucklose Kleider im Stil der vergangenen Mode, die „Törichten“ aber wurden nach der neuesten Mode herausgeputzt. Damit war die Mode schlechthin als die eigentliche Torheit der Welt angeprangert. Noch deutlicher als in dieser Umkehrung der Verhältnisse konnte die veränderte Einschätzung des Kleides nicht zum Ausdruck gebracht werden.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts hat dann Johann Huß in wahren Haßtiraden den Menschen in seinem modischen Kleid mit dem gehörnten Tier der Apokalypse verglichen⁷⁶. Alle diese Angriffe haben bekanntlich der Mode ernsthaft nichts anhaben können. Die Mode hat sich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts als ein aus dem menschlichen Leben nicht mehr wegzudenkendes Spiel durchgesetzt. Allerdings hat sie nie wieder so sehr im Blickpunkt gestanden wie damals, als sich die Welt mit der neuen Art, sich zu kleiden, auseinandersetzen mußte.

⁷⁵ Vgl. Anm. 69.

⁷⁶ Vgl. Anm. 72.

6. Anstieg des Lebensstandards

Haus, Hausrat und Kleidung haben sich in den Städten Westeuropas im Verlaufe des 13. und 14. Jahrhunderts von Grund auf verändert. Diese außerordentliche Verbesserung der Lebensverhältnisse kam der städtischen Bevölkerung zunächst einigermaßen gleichmäßig zugute. Die reichen Kaufleute verfügten zwar über sehr viel mehr Geld als die übrigen Bürger, trotzdem war die Möglichkeit, sich gegen die anderen abzusetzen, noch begrenzt. Unübersehbar waren die Unterschiede beim Schmuck. Für die Schmuckstücke der Frauen legten die Reichen kleine Vermögen an⁷⁷. Einen silbernen Gürtel konnten sich zwar auch nur die Reicherer leisten, doch war diese Leibeszierde in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts außerordentlich weit verbreitet. Im übrigen konnten sich die Reichen gewiß mit etwas größeren Häusern, mit weicheren Stoffen und mit ihrem Tafelsilber hervortun. Sie konnten sich bei Tisch auch etwas mehr Fleisch, mehr Gewürze und einige Südfrüchte leisten. Herausfordernd kraß waren nach Aussage der Testamente die Unterschiede vor allem, wenn es um das Jenseits ging, bei der Vorsorge um das Seelenheil⁷⁸. Die Summen, die die Reichen für ihr „Seelgerät“ anlegten, stiegen im Verlauf des 14. Jahrhunderts sprunghaft an. Freilich machte da nicht jeder Bürger mit; doch bei so manchem ging der ganze Besitz an die Kirche. Der Konflikt, der sich zu Anfang des 16. Jahrhunderts aus dieser Bevorzugung der Reichen ergeben sollte, zeichnete sich bereits im 14. Jahrhundert deutlich ab.

Wir begannen unsere Betrachtung mit dem Hinweis auf die tiefe Kluft, die im 10., 11. und 12. Jahrhundert die hohe Kunst vom einfachen

⁷⁷ Lübecker T. R. Bd. II Nr. 791 (1359): Fibel im Werte von 50 Mark; — Lübecker T. R. Nr. 1201 (1367): eine Fibel im Werte von 100 Mark.

⁷⁸ Allein die Summen, die für Seelenmessen ausgegeben wurden, waren oft außerordentlich hoch. Eine Vicarie gründen, d. h. sich eine Seelenmesse auf ewige Zeiten zu beschaffen, kostete 400 Mark Kapital, so viel wie ein stattliches steinernes Haus. Die meisten begnügten sich mit bescheideneren Serien von Messen. Eine tägliche Messe 10 Jahre lang kostete 100 Mark, 5 Jahre lang 50 Mark usw. Rechnen wir noch hinzu, was für die Armen ausgegeben wurde, für Kleider, für Speisungen, für Seelbäder oder als Aussteuer für arme Jungfrauen, so beliefen sich die Ausgaben in manchen Testamenten auf 1000 Mark und mehr.

Gebrauchsgerät trennte. Im 14. Jahrhundert war selbstverständlich immer noch ein Gefälle zu beobachten. Doch die beiden Ebenen berührten sich in dem nun verhältnismäßig breiten Zwischenbereich der profanen Kunst der höfischen Kreise. Beim Silbergeschirr hatte man sich im allgemeinen auf verhältnismäßig schlichte Formen geeinigt. Diese Zurückhaltung in der Form wurde im 15. Jahrhundert aufgegeben. Zwei für ihre Zeit typische Pokale machen die Entwicklung deutlich. Der Pokal des 14. Jahrhunderts (Abb. 6) beschränkt sich im wesentlichen auf die Grundform: Kopf mit Fuß und Deckel. Bei dem Pokal (Abb. 46) aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist die Grundform gänzlich überspielt.

Dieses hier an einem Silberstück aufgezeigte Prunkbedürfnis beherrschte schließlich sämtliche Lebensbereiche, Haus, Hausrat und Kleidung. Bei so sehr gesteigertem Aufwand ließ sich der Gegensatz von „reich“ und „arm“ sehr viel deutlicher herausstellen als im 14. Jahrhundert. Im Grunde setzte diese Entwicklung mit den Extravaganzen der Mode in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein. Das Aufkommen der Mode schloß die hier behandelte Übergangsperiode ab, stand aber zugleich am Anfang der neuen Entwicklung.

Zusammenfassend läßt sich wohl sagen: Die Bürger Westeuropas haben in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ungefähr wieder einen Lebensstandard erreicht, der dem antiken entsprach. Um Einwände vorwegzunehmen: Nicht zur Debatte stehen die besonderen organisatorischen Leistungen der Römer. Auch sonst gab es gegenüber der antiken Kultur ins Auge springende Unterschiede. Die antike Kultur gründete sich auf eine Sklavenwirtschaft. Man hatte es daher viel leichter, auch im profanen Bereich, monumentale Projekte zu verwirklichen, zumal dann, wenn diese Projekte der unterjochten Masse schließlich auch zugute kamen. So bestimmen neben den Tempeln die eher profanen Versammlungsorte, die Arenen, die Thermen, die Basiliken unsere Vorstellung von der antiken Baukunst. Diesen profanen Versammlungsräumen setzten die Christen ihre Kirchen, die, anders als die antiken Tempel, vor allem Versammlungsräume waren, entgegen. So waren für die Entwicklung der Städte von vornherein verschiedene Ansatzpunkte gegeben.

Im häuslichen Bereich, von dem hier die Rede ist, gab es keine Unterschiede von vergleichbarer Tragweite⁷⁹. In den mittelalterlichen Städten war der Mensch, zunächst jedenfalls, freier. Daher war der hier beschriebene Besitz auch breiter gestreut als in der Antike. Im Pompeji besaßen nur die Reichen neben ihrem Silber auch umfangreiches Bronzegerät. Die breitere Streuung des Besitzes ging bei den ehernen Gefäßen des 14. Jahrhunderts auf Kosten der Qualität. Das antike Bronzegerät war in der Form vollendeter. Bei Gold- und Silberarbeiten und bei Stoffen hätten in vieler Hinsicht die Menschen des 14. Jahrhunderts auftrumpfen können. Doch braucht hier nicht alles gegeneinander aufgerechnet zu werden. Aufs Ganze gesehen ist doch wohl einsehbar, daß die Bequemlichkeiten und Freuden, die Haus, Hausrat und Kleidung den Menschen des ausgehenden 14. Jahrhunderts zu spenden vermochten, ungefähr denen entsprachen, die der antiken Welt gegeben waren.

Diesen außerordentlichen Anstieg der Lebensverhältnisse können wir nicht einfach als eine Randerscheinung abtun, als etwas, das sich nebenher begab. Die unter ungeheuren Anstrengungen erreichten neuen Verhältnisse müssen die Anschauung der Menschen zutiefst beeinflusst haben. Man hatte sich mehr und mehr mit Dingen umgeben, die schon vom Material her von erheblichem Wert waren, die verdienten, beachtet zu werden, und die nicht nur in den Testamenten Beachtung fanden. Auch Maler und Bildhauer schenkten ihnen jetzt ihre Aufmerksamkeit. Es fragt sich daher, ob man so unverbindlich formulieren sollte: Die Menschen Westeuropas haben im 13. und 14. Jahrhundert begonnen, ihre Umwelt genauer zu betrachten. Oder ob es nicht besser heißen sollte: Die Menschen haben sich in dieser Zeit eine Umwelt geschaffen, die schätzenswert war und daher auch einer Darstellung wert erachtet werden konnte. Ebenso wird man sich fragen dürfen, ob nicht der Lebensstandard es erst ermöglichte, auf die Kunst der Antike so

⁷⁹ Durch die Ausgrabungen in Pompeji sind wir über den Alltag der antiken Welt ungewöhnlich gut unterrichtet. Dazu R. Etienne, Pompeji. Das Leben einer antiken Stadt (1974); außerdem die Ausstellungskataloge: Pompeji (Essen, Villa Hügel 1973) und Pompeji (London 1974).

unmittelbar einzugehen wie die Italiener der Renaissance. Natürlich folgt nicht einfach das eine aus dem anderen, die Zusammenhänge sind gewiß komplizierter, Impulse aus verschiedenen Richtungen kommend haben sich wohl gegenseitig angetrieben und verstärkt. Gewiß aber gehört jener außerordentliche Anstieg der Lebensverhältnisse, den wir für das 13. und 14. Jahrhundert beobachten können, zu den Elementen, die den Einstieg in die neue Zeit, in die Neuzeit erst ermöglichten.

7. Katalog der im Hause gebrauchten Geräte aus Metall

Wenn ich in dem vorangehenden Text alle notwendigen Belege hätte beibringen wollen, wären die Ausführungen in Details und Anmerkungen erstickt. Eine wesentliche Entlastung bot sich mit einem Katalog der metallenen Geräte an. Damit komme ich auch allen entgegen, die im besonderen Falle nur eine kurze Auskunft suchen.

Da die eisernen Geräte in den Testamenten wegen ihres geringen Wertes unberücksichtigt blieben, sind sie, abgesehen vom Bratspieß, dem Dreifuß, der Kochkelle und der Pfanne nicht in den Katalog aufgenommen⁸⁰.

Im Katalog sind die wichtigsten urkundlichen und bildlichen Belege mit den erhaltenen Beispielen zusammengebracht, so daß künftig Urkunden, bildliche Darstellungen und Funde besser ausgelegt werden können. Praktisch war für viele Gegenstände ein wesentlicher Abschnitt ihrer Entwicklung zu klären. Dabei mußten die einzelnen Darstellungen soweit abgerundet sein, daß möglichst wenig Fragen offen blieben. Insbesondere mußte auf den Wandel des Wortsinns in späteren Zeiten eingegangen werden. Sobald ein Typus urkundlich belegt war, habe ich, wenn keine zeitgenössischen Beispiele zur Verfügung standen, auf spätere Beispiele verwiesen. Im allgemeinen war ich jedoch darauf bedacht, bei meinen

Belegen nicht über das erste Drittel des 15. Jahrhunderts hinauszugehen.

Die älteren Testamente sind alle lateinisch abgefaßt. In Lübeck hielt man bis in das letzte Drittel des 14. Jahrhunderts an diesem Brauch fest, in Köln sogar noch länger. Dort, wo die mittelalterlichen Menschen von anderen Vorstellungen ausgingen als die Römer, bei der Kleidung und bei den Trinkgefäßen, kamen die Schreiber in Verlegenheit. Im Latein verfügt man zwar für Gefäße über eine Fülle von Vokabeln. Doch war der genaue Sinn dieser Vokabeln den Menschen des Mittelalters nicht mehr gegenwärtig. Daher verwendete man die Vokabeln fast beliebig, hielt sich, selbst wenn es nahe lag, nicht an bestimmte Ausdrücke. Es ist nicht einmal erlaubt, ohne weiteres *cuppa (cuba)* mit Kopf und *bicarium* mit Becher zu ersetzen, obwohl diese Ausdrücke von diesen Vokabeln abzuleiten sind. Nur ausnahmsweise ist, um ein weiteres Beispiel anzuführen, dem lateinischen Text zu entnehmen, ob eine silberne Schale oder ein silberner Kopf gemeint war. Um Verwechslungen zu vermeiden, haben die mittelalterlichen Schreiber, wenn über diese im Wert sehr unterschiedlichen Gefäße verfügt wurde, bei einer der Vokabeln den deutschen Ausdruck hinzugefügt. Damit war zwar für die Erben die Sache geklärt, nicht aber für die Übersetzer der Lübecker Testamente. Diese Testamente sind seit dem Kriege nun zum großen Teil nur noch in Übersetzungen zugänglich. Die Übersetzer gingen nämlich davon aus, daß der Becher das übliche Trinkgefäß gewesen sei, die Schale aber die Sonderform. Tatsächlich stand aber der Becher bei den Vokabeln, die zu deuten waren, gar nicht zur Debatte, denn für den silbernen Becher hatten die Lübecker des 14. Jahrhunderts, wie sich schließlich herausstellte, einen eigenen Ausdruck gefunden, das *silverne glas*, ins Lateinische übersetzt *vitrum argenteum*. So sind denn alle Bezeichnungen für Silbergefäße (ebenso wie für die Kleider⁸¹) in diesen Übersetzungen zu korrigieren, es sei denn, der deutsche Ausdruck war bereits im Originaltext hinzugefügt. Natürlich einigten sich gelegentlich auch mittelalterliche Schreiber über die Verwendung bestimmter Vo-

⁸⁰ Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade in einem Wiener Testament die Eisengeräte ausdrücklich erwähnt werden; denn dort hatten sich die ehernen Geräte, vom Mörser abgesehen, nicht durchsetzen können. Wiener T. B. Bl. 137 (1402).

⁸¹ Vgl. Exkurs und Anm. 71.

kabeln, doch blieben solche Entscheidungen lokal begrenzt.

Aber nicht nur das lateinische Vokabular bereitete Schwierigkeiten. Die Gegenstände selbst waren im 13. und 14. Jahrhundert einem besonders starken Wandel unterworfen, und so ergab sich von selbst seinerzeit die Frage: Sollte man das veränderte Gebilde anders benennen, oder sollte die alte Bezeichnung beibehalten werden? Von beiden Möglichkeiten hat man Gebrauch gemacht, aber nicht selten in Norddeutschland anderen als in Süddeutschland. Über solche Veränderungen des Wortsinns geben weder ältere Untersuchungen noch Lexika Aufschluß. Um die Verwirrung zu vervollständigen, wurden Begriffe wie Kopf, Napf, Eimer und Stop auch als Hohlmaße verwendet. Das Fassungsvermögen dieser Gefäße hatte aber meist nichts mit dem der ebenso genannten Hohlmaße zu tun⁸².

In dieser Situation erwies es sich als sehr nützlich, daß wenigstens für das norddeutsche Gebiet eine große Zahl von Testamenten zur Verfügung stand, denn irgendwann ist fast alles einmal genauer beschrieben. Doch ohne eingehende Kenntnis der bildlichen Quellen sowie der erhaltenen Gegenstände hätte jeder Versuch, die Bezeichnungen zu deuten, scheitern müssen. Für Süddeutschland hat bereits Heierle viele klären können. Da seine Untersuchung erst mit den Bezeichnungen des 15. Jahrhunderts einsetzt, brauchte er den Wandel des Wortsinns kaum zu berücksichtigen. Für Süd- und Mitteldeutschland blieben wegen der geringen Zahl der von mir eingesehenen Urkunden einige mundartliche Sonderformen ungedeutet. Solche ungelösten Details waren für den einleitenden Text ohne Belang. Für diesen Text hätte ich mit sehr viel weniger Urkunden auskommen können. Daher fiel auch nicht sonderlich ins Gewicht, daß die Testamente aus dem nördlichen Bereich so deutlich in der Überzahl waren.

Die Bodenfunde und die bildlichen Quellen bestätigen immer wieder den beispielhaften Cha-

rakter der verschiedenen Komplexe von Testamenten. Darüber hinaus machten sie aber deutlich, daß etwa Nordfrankreich, die Niederlande und Südengland eine Sachkultur besessen haben, die weitgehend derjenigen entsprach, die sich in den Kölner und norddeutschen Testamenten abzeichnet⁸³.

Zwischen dem ersten Auftreten eines Gefäßtypus und dem Auftauchen des entsprechenden Gefäßes in den Testamenten hat sicher eine größere Zeitspanne gelegen. Das ist immer zu berücksichtigen. Zumindest müssen wir damit rechnen, daß ein im Testament erwähnter Gegenstand schon ein Menschenalter im Gebrauch war. Um diese Verspätung auszugleichen, und um dennoch das 14. Jahrhundert voll zu übersehen, mußte ich die Testamente des ersten Drittels des 15. Jahrhunderts in meine Betrachtung einbeziehen. Um des Überblickes willen habe ich auch einige Serien späterer Testamente durchgesehen, vor allem in Braunschweig, Lübeck und Lüneburg.

Die Probleme, die sich bei den Kupferlegierungen Bronze und Messing ergaben, wurden bereits behandelt. Hier sei nur noch einmal darauf hingewiesen, daß das Adjektiv *ehern* im 13. und 14. Jahrhundert und weitgehend auch noch im 15. Jahrhundert ein Gefäß als Bronze- oder Messingguß bestimmte. Da es meist ohne chemische Analyse nicht möglich ist, einen mittelalterlichen Bronzeguß von einem Messingguß zu unterscheiden, wurde hier die mittelalterliche Bezeichnung beibehalten. Blechware aus Messing wurde freilich auch schon damals als Messing bezeichnet.

Da der Katalog auch unabhängig vom einleitenden Text benutzt werden soll, ließ es sich nicht vermeiden, daß einige Ausführungen wiederholt wurden.

Aquamanile s. Handfass

Assach s. Fass

Becher, Sulvern Glas, Beker, Stop, Stauf

Der steilwandige, henkellose Becher war dem hohen Mittelalter so gut wie unbekannt. Es hat zwar vor der Jahrtausendwende Becherformen

⁸² Dazu Wiltrud Eickenberg. Das Handelshaus der Runtinger in Regensburg (Göttingen 1976) 286; — H. Ziegler, Flüssigkeitsmaße, Fässer und Tonnen in Norddeutschland vom 14. bis 19. Jahrhundert. Blätter für deutsche Landesgeschichte 113, 1977, 276 ff.

⁸³ Vgl. Anm. 46.

gegeben, den gläsernen Glockenbecher und entsprechende Nachbildungen in Silber (aus Pettstadt im Germanischen Nationalmuseum, aus Fedjö im Kopenhagener Nationalmuseum und zwei im British Museum, London). Mit den gläsernen Bechern verschwanden im 10. Jahrhundert auch die silbernen Imitationen aus dem Formenschatz⁸⁴. Erst im 13. Jahrhundert, als sich der steilwandige Glasbecher in Italien durchsetzen konnte, tauchten in Deutschland und Frankreich silberne Becher auf, rund, achteckig (Abb. 8), mit oder ohne Deckel. Sieht man von Wien und vielleicht auch Böhmen ab, so traten sie zahlenmäßig im 14. und frühen 15. Jahrhundert weit hinter den schalenförmigen Trinkgefäßen⁸⁵, Schale, Kopf, Napf und Schower zurück. Dabei war der Becher ein besonders handliches Trinkgefäß und ließ sich auch vom Goldschmied so arbeiten, daß man einen in den anderen setzen konnte (Satz- oder Häufebecher⁸⁶ [Abb. 8]).

Den engen Zusammenhang des silbernen Bechers mit dem Glasbecher macht der Lübecker Sprachgebrauch des 14. Jahrhunderts besonders deutlich. Das Wort Becher war hier von den kleinen geböttcherten Holznapfen besetzt. Die Hersteller dieser Becher hießen Becherer oder Kleinbinder. Daher nannte man hier, in Hamburg und im Mecklenburgischen die silbernen Imitationen der Glasbecher einfach *en sulvern glas* (*vitrum argenteum*). Daß in diesem Fall der Ausdruck *glas* als Becher zu deuten ist, geht aus den Testamenten, in denen er etwa hundertmal vorkommt⁸⁷, eindeutig hervor. Einmal wird sogar ausdrücklich gesagt: *ein silbernes Gefäß, das man ein silbernes Glas nennt*. Auch die Gewichtsangaben weisen auf verhältnismäßig schwere Silbergefäße hin⁸⁸. Andererseits fehlt das Wort Becher

⁸⁴ Im Reallexikon ist unter dem Stichwort Becher der Bruch des frühen Mittelalters mit der römischen Überlieferung ignoriert. Die beiden Glockenbecher des British Museums sind genannt in: P. Catalogue of the Silver Plate mediaeval and later, Franks Bequest, by Sir H. Read and A. B. Tonnochy (London 1928).

⁸⁵ Vgl. Anm. 24.

⁸⁶ Ein Häufebecher ist offenbar auch mit dem Ausdruck gemeint: *vitra argentea conclusa un uno vitro*, Lübecker T. R. Bd. II, Nr. 696 (1358). Zum Ausdruck *vitrum argenteum* s. die folgenden Ausführungen. Auch Sätze von 6 silbernen Bechern werden erwähnt, so bei von Melle, 328 (1389): *amphora cum 6 vitra argentea*.

⁸⁷ Vgl. Anm. 24.

wider jedes Erwarten bei der Aufzählung der Trinkgefäße bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Wie in alle großen Handelsstädte, gelangten auch nach Lübeck gelegentlich bemalte orientalische Gläser. Daher konnte ein Besitzer solcher Gläser wie der Lübecker Bischof Heinrich Bocholt bei Abfassung seines Testamentes ein wenig in Verlegenheit kommen. Doch macht der Zusammenhang deutlich, daß das *vitrum cum smelte* ein silberner Becher war, die *vitra picta* dagegen bemalte Gläser⁸⁹. Erst als sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts auch in Deutschland die Trinkgläser allgemein durchsetzen konnten, kam man wirklich in Verlegenheit und übernahm für kurze Zeit das Wort *beker*. Doch konnte dieser Ausdruck den gewohnten nicht gänzlich verdrängen. Noch 1464 suchte man nach einem Ersatz: *dre unverguldete gublitte* (goblet) *ofte* (oder) *glase*⁹⁰. Einen wirklichen Ersatz fand man in Norddeutschland und Skandinavien schließlich in dem Wort *Stop*. Der *Stop* oder *Stauf* ist eigentlich eine Maßeinheit. Schon im 14. Jahrhundert wird gelegentlich von einem silbernen *Stop* gesprochen,

⁸⁸ Lübecker T. R. Bd. II Nr. 607 (1356): *unum vas argenteum, quod proprie eyne sulvern glas dicitur*; — Lübecker T. R. 1238 (1367): *das größte vitrum argenteum zu einem Kelch — 2 bierglase zu drei Kelchen mit Patenen* (s. Anm. 23); — Molwo (wie Anm. 13) Nr. 220 (1357) und Nr. 230 (1358): *eyn sulvern glas für 7 Mark, 4 Schilling und 5,5 Pfennig das wog 2 Mark lodich und ein halb Quentin (= 900 gr) das andere sulvern glas kostete 7 Mark und 6 Schilling*.

⁸⁹ Das Testament des Bischofs Heinrich Bocholt, U. B. des Bistums Lübeck, Nr. 149 (1341); — Der Bischof, Sohn eines Lübecker Bürgers, hatte lange Zeit am päpstlichen Hof zu Avignon zugebracht, sein Besitz ist daher nicht besonders typisch für den eines Lübecker Bürgers. Auffallend etwa die beiden silbernen Becken, die 8 silbernen Schüsseln und die Gabeln mit Korallengriffen ebenso wie die hohe Zahl der Silbergefäße, über 30! (verwandt dagegen den Testamenten der hohen Geistlichkeit in Schweden und Dänemark); — Ein *ciphus* und ein *vitrum* waren mit *smelte* verziert, vier *vitra*, darunter das mit *smelte* verzierte waren unter den Silbersachen aufgeführt. Die drei *vitra picta* dagegen später bei dem übrigen Hausrat. Ein bemaltes Glas syrischen Ursprungs wurde vor einigen Jahren auch in einer Lübecker Kloake gefunden: Dazu Lübeck 1226 (Lübeck 1976) 324 ff. mit einem Katalog aller verwandter Stücke.

⁹⁰ Der Ausdruck *vitrum argenteum* taucht in den Lübecker Testamenten 1323 zum erstenmal auf (Lübecker T. R. Bd. I, Nr. 78), in den 1900 Testamenten des 14. Jahrhunderts werden 105 *sulvern glase* aufgeführt. Zwischen 1394 und 1440 überwiegt das Wort *beker* (zum erstenmal von Melle, 423; 1394). Zum letzten Mal erscheint das *glas* in dieser Bedeutung 1464 (von Melle, 590) und zwar in der verlegenen Wendung *dre unvergulde gublitte* (goblet!) *ofte* (oder) *glase*.

doch dürfte es sich dabei tatsächlich um Gefäße von einem Stop Inhalt gehandelt haben⁹¹. Wahrscheinlich hatten bereits diese Gefäße keinen Henkel, kaum aber eine steile Wandung. Der Stop der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist nachweislich eine Bezeichnung für eine Gefäßform. So werden im Lübecker Ratsschatz zwei Stope von einem *halben stoveken* Inhalt erwähnt⁹². Die Bezeichnung Stop für Becher hielt sich im Norden lange. Noch im 17. Jahrhundert rief der Rostocker Dichter Lauremberg den Süddeutschen zu: *ihr drinket aus dem Becher, wy drinken uth dem Stope*⁹³.

Auch in Süddeutschland hat es im 15. und 16. Jahrhundert den Ausdruck ein *silbrin glas* gegeben, wenn auch nur selten⁹⁴. Da das Wort Becher hier allgemein verbreitet war, müssen mit dieser Bezeichnung in diesen Fällen Glasimitationen gemeint gewesen sein, ähnlich wie sie schon im Lingenfelder Schatz vorkommen.

Der silberne Becher entwickelte sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts nicht selten zu einem Prunkgefäß. So spricht ein Kölner Kaufmann einem Erben 1420 einen Becher zu im Werte von mindestens 50 Gulden⁹⁵. Von diesen Prunkbechern hat sich auch eine größere Zahl erhalten⁹⁶. Die einfachen Becher waren meist innen und außen am oberen Rand vergoldet und können

dank dieser Vergoldung auf den Darstellungen vom Zinn unterschieden werden⁹⁷.

Zinnbecher scheint es im 14. Jahrhundert noch nicht gegeben zu haben, wenigstens nicht in Deutschland. Sie lassen sich erst für das 15. Jahrhundert nachweisen. In diesem billigeren Material blieb der Becher die Ausnahme. Er konnte sich nie gegenüber den Henkelkrügen durchsetzen. Auch die in den französischen Testamenten des 14. Jahrhunderts genannten zinnernen *Pinten* dürften wie die späteren *Pichets* eher Henkelkrüge als Becher gewesen sein⁹⁸. Der Ausdruck *Pinte* kommt gelegentlich auch in Kölner Testamenten vor.

Becken (*pelvis*)

Die Becken waren wie die Kessel eine Blechware. Meist aus Messingblech, dienten sie vornehmlich für die Körperpflege. Besondere Sorgfalt verwendete man auf die Herstellung der Handbecken oder Gießfaßbecken zum Waschen der Hände. Wie zahllose Abbildungen zeigen (Abb. 42), waren diese Becken meist in der Stube aufgestellt⁹⁹. Die frühesten Handwaschbecken, die sogenannten Hanseschüsseln (Abb. 17), waren besonders kostbar ausgestaltet, sie waren mit Gravierungen verziert und vielfach auch noch vergoldet¹⁰⁰. Sie kamen im 11. Jahrhundert auf und wurden als Serienware bis in das 13. Jahrhundert hinein vertrieben. Ob sie in dem weiten Verbreitungsgebiet überall als Handbecken benutzt wurden, muß dahingestellt bleiben. Gelegentlich hat

⁹¹ Z. B. Lübecker T. R. Bd. I, Nr. 292 (1349) ein Stop im Werte von 1 Pfund Silber; — Braunschweiger T. B. A. Bl. 1 (um 1350) 2 *silverne stoppe*; — s. auch Heierle, Stichwort Stauf. — Wahrscheinlich handelt es sich um henkellose Gefäße von 1 Stop Inhalt, verwandt den Maßgefäßen, d. h. bauchig wie die berühmten Silbergefäße des Regensburger Domes (H. Kohlhausen [wie in Anm. 6] Abb. 105/6) oder als jüngeres Beispiel, die Darstellung auf der Danziger Zehngebottetafel (Dexel, Abb. 173).

⁹² U. B. der Stadt Lübeck X Nr. 1, Anm. Es handelt sich dabei um einen Nachtrag zu dem 1460 verzeichneten Ratsschatz.

⁹³ Johann Lauremberg (1590—1658), Veer Scherzgedichte.

⁹⁴ Z. B. Heierle, 86 und Anm. 275.

⁹⁵ Kölner Testamente 2/W 71, Friedrich Walrave vom 19. 1. 1420, ein Becher im Werte von 50 Gulden. (Die Angabe bei Kuske [wie in Anm. 11] 200 Gulden, beruht auf einem Flüchtigkeitsfehler).

⁹⁶ Im wesentlichen zusammengestellt bei C. R. af Ugglas, *Senmedeltida profant silversmide i Sverige* (Stockholm 1942). In der Einleitung möchte af Ugglas die in frühen Testamenten vorkommende Vokabel *becarium* auf Becher beziehen. Das ist nicht erlaubt. Dabei wird es sich um Näpfe gehandelt haben, auch die Lübecker *Becherer* stellten keine Becher, sondern, wie wir sagen würden, Näpfe her.

⁹⁷ Von den einfachen Bechern haben sich aus dem 14. und frühen 15. Jahrhundert nur wenige Beispiele erhalten (in den Museen von Bern, Paris und Straßburg). Auf Bildern des 15. Jahrhunderts sind diese Becher häufig dargestellt, z. B. auf dem Herlinaltar in St. Jacob zu Rothenburg, 1466. Ohne den goldenen Rand wären die Silberbecher auf der Darstellung nicht vom Zinn zu unterscheiden, s. auch Anm. 126.

⁹⁸ Zinnerne Becher von einem *halben Stoveken* werden 1430 in einem Inventar des Lübecker Gertrudenhospitals erwähnt (U. B. der Stadt Lübeck Bd. VII, Nr. 427). Hier heißen sie noch *Becher*, ein wenig später in der in Anm. 92 genannten Urkunde bereits *Stop*. — Zu den zinnernen Pinten s. Gonon, 108 f.; — zu den Pichets H.-U. Haedeke, Zinn (Braunschweig 1963) Abb. 416—418.

⁹⁹ Neben den immer wieder zitierten Gemälden von Roger van der Weyden (Abb. 42), dem Meister von Flemalle u. a. (Dexel, Abb. 213 u. 278) wird gelegentlich auch in Testamenten vom Waschzeug in der Stube (*Dornitze*) gesprochen, z. B. Braunschweiger T. B. N. Bl. 82/83 (1451).

¹⁰⁰ Vgl. Anm. 31.

es auch silberne Handbecken gegeben¹⁰¹. Die Organisation des Handwerks brachte es mit sich, daß das Handbecken und das zugehörige Handfaß lange von verschiedenen Handwerkern ausgeführt wurden, das Handfaß vom Gießer, das Becken vom Beckenschläger. Seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts haben die Messingarbeiter des Maastales deutlich zusammengehörige Garnituren (Abb. 42) geliefert¹⁰².

Die sogenannten Hanseschüsseln waren mehr schalenartig ausgebildet, die einfachen Handbecken des 14. und frühen 15. Jahrhunderts (Abb. 20) hatten dagegen meist eine steile Wandung. Seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts verdrängten polierte Becken die älteren unpolierten; seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts galten polierte Becken mit breitem Rand und reliefiertem erhabenen Grund als die vollkommenste Ware¹⁰³.

Die Handbecken werden in den Testamenten regelmäßig besonders hervorgehoben. In einem Haushalt besaß man gewöhnlich nicht mehr als zwei oder drei. Allerdings verfügten Einzelpersonen, etwa die Altenteiler und unter Umständen auch die Magd, über ein eigenes Becken¹⁰⁴.

Neben dem Handbecken werden auch andere Becken im Haushalt erwähnt, Badebecken, Fußbecken, Barbierbecken, Messerbecken und Urinbecken, ausnahmsweise auch einmal ein Kochbecken¹⁰⁵. Die Bader, die auch zur Ader ließen, verfügten stets über ein größeres Sortiment von

Becken, Badebecken, Barbierbecken, Aderlaßbecken.

Dickwandige Gefäße wie Kohleschalen wurden nie als Becken bezeichnet. Zu sehr war das Becken mit dem Beruf des Beckenschlägers verbunden.

Becken wurden von Anfang an serienmäßig für den Export hergestellt. Das Gebiet zwischen Dinant, Aachen und Köln sowie Braunschweig lieferte vor allem bis in das 15. Jahrhundert hinein die begehrte Ware. Es gibt aber keine Hinweise dafür, daß in Braunschweig auch getriebene Becken hergestellt wurden. Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nahm Nürnberg in dieser Branche einen führenden Platz ein, aber auch Mailänder Becken waren ein beliebter Handelsartikel¹⁰⁶.

Blase s. Flasche

Bratspiess

Der eiserne Bratspieß gehört wie der Rost zu den ältesten metallenen Küchengeräten. Sein Gebrauch ist für das gesamte Mittelalter durch Abbildungen hinreichend belegt, so z. B. auf dem Teppich von Bayeux (11. Jahrhundert) und dem Fußbodenmosaik von Otranto (Darstellung des Februar, 12. Jahrhundert)¹⁰⁷. In den Testamenten wird der Bratspieß wie das übrige Eisengerät um des geringen Wertes willen gewöhnlich nicht erwähnt. Im 15. Jahrhundert entwickelte man Maschinerien, um mehrere Bratspieße gleichzeitig bedienen zu können.

Bricke s. Platten

Deghel s. Pfannen bzw. Tiegel

¹⁰¹ Dazu: Zeit der Stauer, Bd. I, 497 (silberne Wascheräte im Mainzer Dom 1253). Auch sonst werden silberne Becken und Handfässer gelegentlich im Besitz von Fürsten und hohen Geistlichen (z. B. Testament Bocholt, s. Anm. 89) erwähnt. In bürgerlichem Besitz fand ich silberne Becken nur in einem Frankfurter Testament, U. B. der Reichsstadt Frankfurt Bd. II, 367 (1333), s. auch Anm. 126.

¹⁰² Einheitlich durchgebildete Garnituren sind durch die Bilder des Meisters von Flemalle und Roger van der Weydens (Abb. 42) bezeugt. Es scheint sich aber kein derartiges Exemplar erhalten zu haben.

¹⁰³ Von den schlichteren Becken wie Abb. 20 haben sich, meist wenig beachtet, in den Sammlungen eine größere Zahl erhalten; im Kopenhagener Nationalmuseum eine umfangreiche Serie, die von einem gesunkenen Schiff geborgen wurde. Zu den reliefierten Becken Reallexikon, Stichworte Becken und Dinanderie, speziell A. Walcher-Molthein, Geschlagene Messingbecken. Altes Kunsthandwerk, Bd. 1 (1927) 1 ff.

¹⁰⁴ von Melle, 432 (1413): *der Magd Grapen, Kannen, Handfaß und Becken*.

¹⁰⁵ Neben den Handbecken werden besonders häufig Badebecken erwähnt. Bei den gelegentlich zitierten Kochbecken wird es sich um pfannenartige Gebilde gehandelt haben. Pfannen, die zum Kochen dienten, hat es jedenfalls gegeben; von Melle, 316 (1382): *meam pateram proprie schape, in qua bulitur*.

¹⁰⁶ In dem Rechnungsbuch des Hans Praun werden 1471 neben schön erhabenen Becken, Rosenbecken, Barbierbecken und großen Becken auch mailändische Becken erwähnt (Nürnberger Mitteilungen 55, 1967/68, 128).

¹⁰⁷ Vgl. Anm. 28.

Dreifuß

Der Dreifuß als Untersatz für Kessel und Töpfe war in Europa allgemein verbreitet. In den Gebieten, in denen sich der Dreifußtopf, der Grapen, nicht in dem gleichen Maße durchsetzen konnte wie in Norddeutschland und den Niederlanden, besaß man Dreifüße serienweise in verschiedenen Größen. In den süddeutschen Gedichten vom Hausrat ist er stets neben dem Dreifußtopf zu finden. Auch in Norddeutschland blieb der Dreifuß in Gebrauch, wenn ein Kesselhaken nicht zur Verfügung stand. Als fester Zubehör zum Kessel wird der Dreifuß auch in Testamenten erwähnt. Als charakteristisches Gerät wurde er auch vielfach abgebildet ¹⁰⁸.

Duppen s. Grapen

Eimer

Eimer waren gewöhnlich nur aus Holz, allenfalls mit einem Metallreif zusammengehalten. Die erhaltenen ehernen Eimer, die alle, soweit sich die Herkunft nachweisen läßt, aus Kirchen stammen, dürften als Weihwasserkessel benutzt worden sein. Es handelt sich durchweg um auffallend frühe Beispiele, die Dexel im wesentlichen zusammengestellt hat ¹⁰⁹.

Fass, Vat

Wie die lateinische Vokabel *vas*, wurde das deutsche Wort *Faß* im Mittelalter ganz allgemein im Sinne von Gefäß, Behälter gebraucht. So konnte auch *vate* oder *drinkvate* für Geschirr stehen. In Lübeck und Hamburg sagte man zum silbernen Tafelgeschirr freilich *tafelsmide* (*fabrilia argentea mensale*), in Wien *assach* oder *trinkassach* neben dem allgemein üblichen Geschirr.

Daß es sich um einen übergeordneten Begriff handelt, kommt auch in den zusammengesetzten Wörtern zum Ausdruck. Das *handvat* (s. *Handfass*) ist eben ein Gefäßstypus, der bei gleicher Zweckbestimmung sehr verschieden aussehen konnte. Das Gleiche gilt vom *solvate* (s. *Salzfass*), dem *krudevate* (s. *Krudenap*) und dem *mengvat* (s. *Mischgefäße*). Im Norden, wo man *krudenap* sagte, wurde das Wort *Nap* auch in einem umfassenderen Sinne gebraucht als sonst das Wort *Napf*. Erst in nachmittelalterlicher Zeit wurden mit dem Wort *Faß* speziell tonnenartige Behälter beschrieben.

Flasche

Die mittelalterliche Flasche war zunächst ein Gefäß zur Beförderung von Flüssigkeiten im innerstädtischen Verkehr wie auf Reisen. Auch zum Abfüllen wurde die Flasche benutzt. Im frühen und hohen Mittelalter war die Flasche aus Leder, im besonderen Falle vielleicht auch aus Holz. Die linsenförmige Form, oft mit kurzem Hals und kurzem Fuß (Abb. 33), war dem Gebrauch angepaßt. Denn diese Plattflaschen lassen sich besser tragen als runde Flaschen, die im Mittelalter nur als Ausnahme vorkommen ¹¹⁰. Seit etwa 1300 wurden die ledernen Flaschen durch zinnerne ersetzt ¹¹¹. Als Traggefäße waren die Flaschen meist mit Ösen für Trageriemen oder mit Henkeln versehen. Da die Flaschen vor allem außer Hause gebraucht wurden, waren sie, um Verwechslungen auszuschließen, gern mit dem Wappen des Besitzers gekennzeichnet. Besonders prunkvolle Flaschen wurden für die Rathäuser hergestellt. Dort wurden sie vielfach gleich als Schenkkannen benutzt und mit einer entsprechenden Handhabe versehen.

Die Zinnflaschen waren von Anfang an geeicht. Sie werden daher in den Testamenten durch ihr Fassungsvermögen näher gekennzeichnet. In Köln ließen sich sieben verschiedene Größen

¹⁰⁸ Als drastisches Beispiel sei das Relief der Geburt Mariens im Hauptportal des Theobaldusmünsters zu Thann im Elsaß genannt (um 1400).

¹⁰⁹ Dexel, Abb. 114—118. Eigentlich haben sie in einem Buch über Hausgeräte nichts zu suchen. — Zur Datierung R. Wesenberg, Ein Weihwassereimer aus den Werkstätten der Benediktinerabtei Werden. *Institution und Kunstwissenschaft*, Festschrift für Hans Swarzenski (Berlin 1973) 145 ff. — Auch bei Dexel, Abb. 224—229 dürfte es sich zumeist um Weihwassereimer handeln.

¹¹⁰ Die bekanntesten Beispiele bei Dexel, Abb. S. 60 und Tafel IV; — s. auch Abb. 40.

¹¹¹ In den schwedischen Testamenten werden noch lederne Flaschen erwähnt, *Svensk Dipl. V* Nr. 3691 (1343), dagegen Nr. 4074 (1346): *unum par tinflaska*. Im allgemeinen tauchen die Zinnflaschen ein wenig später in den Testamenten auf als die Zinnkannen, Lübecker T. R. Bd. I, Nr. 323 (1350).

nachweisen. In größeren Haushalten verfügte man meist über größere Serien.

Da diese Plattflaschen auf mittelalterlichen Darstellungen den Pilgern beigegeben sind und zwar attributiv als Zeichen ihrer Pilgerschaft, hat man sich angewöhnt, diese Flaschen als Pilgerflaschen zu bezeichnen. Mit diesem Ausdruck ist jedoch ihr Wesen in keiner Weise abgedeckt.

Neben den zinnernen Flaschen hat es auch eiserne gegeben, vor allem aber Flaschen aus Schwarzblech (Messingblech). Diese billigen Flaschen benutzten Soldaten, Feldarbeiter, aber auch Reisende. In Nürnberg war das Handwerk der Flaschenschmiede besonders stark. Die Abbildungen im Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung vermitteln uns eine Vorstellung von den verschiedenen Varianten dieser fußlosen Flaschen¹¹². Die in der Verordnung über die Braunschweiger Herwede 1304 genannten kupfernen Blasen¹¹³ waren offenbar eine vergleichbare Ware, dienten jedenfalls dem gleichen Zweck.

Gabel

Silberne Gabeln werden in den Testamenten verhältnismäßig selten genannt, jedoch immer noch häufiger als nach den bisherigen Vorstellungen zu erwarten war. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wird auch öfter über kleinere Serien verfügt, in einem Braunschweiger Testament sogar über sechs zinnerne Gabeln, obwohl solch zinnernes Kleingerät sonst nicht für Wert befunden wurde, in den Testamenten angeführt zu werden¹¹⁴. Bei einem Teil der Gabeln dürfte es sich nicht um Vorlegegabeln gehandelt haben. Vielmehr werden die Gabeln, zumindest soweit es sich um Serien handelt, zum Auftun und wohl auch zum Essen des klebrigen Kompotts (der *krude*) gedient haben¹¹⁵. Für eine solche Deutung

sprechen auch die beiden *Krutschuffeln* des Lüneburger Silberschatzes, eine Kombination aus einer kleinen Schaufel und einer Gabel¹¹⁶.

Giessfass s. Handfass

Grapen, niederrheinisch *Duppen*, süddeutsch *Hafen*

Mit der massenweisen Verbreitung des dickwandigen ehernen Topfes (Abb. 18), der praktisch unverwüstlich war, begann ein neues Kapitel in der Geschichte des Hausrates¹¹⁷. Der Grapen ersetzte tönerner Töpfe. Wenn in dieser Zeit in Norddeutschland der tönerner Kugeltopf zum Dreibeintopf umgebildet wurde, ist dieser Vorgang sicher mit dem Aufkommen des ehernen Grapen in Verbindung zu bringen. Am Anfang stand wohl der Wunsch, ein kräftigeres Feuer benutzen zu können bzw. auch auf dem Schiff abgesichert ein Feuer unterhalten zu können. Für die ältesten dieser Gefäße aus der Zeit um 1200 waren noch die Glockengießer zuständig. Die neue materialsparende Gußtechnik, bei der mit Hilfe von Kernstützen dünnere Wände erzielt werden konnten, hat offenbar um die Mitte des 13. Jahrhunderts zur Abspaltung des Gewerbes der Grapen- oder Duppengießer geführt (vergl. dazu die Angaben im Text).

Wie Abbildungen und Ausdrücke *Spiese-grapen*, *Hunregrapen* (Hühnergrapen) *Grapenbraten* beweisen, wurde der Grapen vornehmlich als Kochtopf benutzt. Natürlich war er bald auch vielen Gewerbetreibenden unentbehrlich. Nicht zufällig treffen wir gerade bei den Handwerkern die größten Serien an. Wie das tönerner Stövchen ersetzte der eherner Grapen auch die Feuerpfanne oder sogar den Herd, insbesondere in stark feuer-

¹¹² R. Stahlschmidt (wie Anm. 26) und: Das Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg, hrsg. von W. Treue u. a., Text- und Tafelband (München 1965) Tafel 78: Der Flaschenschmied.

¹¹³ U. B. der Stadt Braunschweig I, Nr. 17 so gehörten zur Herwede: *pekene, oft se kedenet sint, enen ketel dar me mach ene sculderen inne seden, ene kupperne blase, ketelhaken mit twen haken* (1303); in der Neufassung der Verordnung 1413 heißt es: *eyne kuperne blasen dar me mach ber ynne holen*.

¹¹⁴ Braunschweiger T. B. N. Bl. 40 (1428): *6 zinnern phorkelen*.

¹¹⁵ 17 silberne Gabeln und 11 silberne Löffel wie in einem Braunschweiger Testament von 1401 sind ungewöhnlich (Braunschweiger T. B. A. Bl. 37/40), meist werden nur 1, 2 oder 3 Gabeln erwähnt wie z. B. von Melle, 467/68 (1413). — Für den Zusammenhang von Löffel, Gabel und Krude von Melle, 362 (1386): *I crudenap cum cocleari* und dann von Melle, 574 (1460): *den schower mit der schuffelen, dar man krude plecht mede to ghevende*.

¹¹⁶ Berlin Kunstgewerbe Museum. Schaufel und Gabel können gesondert benutzt werden.

¹¹⁷ Vgl. Anm. 39.

gefährdeten Räumen wie den Schiffen. Die flachen Feuerpfannen wären hier fehl am Platze gewesen. Für diese Vermutung spricht auch die Tatsache, daß ein großer Teil der erhaltenen Grapen aus dem Meer oder aus Flüssen stammt, also aus untergegangenen Schiffen.

Seit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts läßt sich die rasche Zunahme des Grapen vor allem den norddeutschen Testamenten ablesen. In dem hansischen Raum zwischen Nordfrankreich, Südengland und dem Ostseegebiet gehörte der Grapen seit dem 14. Jahrhundert zum selbstverständlichen Hausrat des Bürgers. Hier standen der Metallhandel und die Metallverarbeitung auch besonders in Blüte. In den Testamenten werden immer wieder ganze Serien angeführt, in Handwerksbetrieben bis zu 18 Stück¹¹⁹. In den übrigen Gebieten Mitteleuropas läßt sich neben dem Grapen gewöhnlich auch die billigere Lösung nachweisen, der Topf auf eisernem Dreifuß, so am Jungfrauenportal des Straßburger Münsters ein Grapen (um 1300) (Abb. 19), und am Marienportal des nahegelegenen Thanner Münsters ein Topf auf einem Dreifuß (um 1400).

Der Grapen hat fast immer einen eisernen Henkel. Man konnte ihn also auch über dem Feuer aufhängen. Im allgemeinen wird in den Testamenten zwischen großen, mittleren und kleinen Grapen unterschieden. Mehrfach ist als Größe angegeben: so groß, um ein Huhn darin bereiten zu können. Wie beträchtlich die Größenunterschiede sein konnten, zeigt das Doberaner Schadenprotokoll von 1312. Ein großer ehernen Topf war mit 23 Mark (soviel wie 3 bis 4 gute Pferde) veranschlagt, 6 kleine Grapen zusammen mit nur 2 Mark¹²⁰. Der große Grapen aus der Klosterküche war natürlich ein Sonderfall, der aber doch verhältnismäßig oft gegeben war. In dem Schadenprotokoll eines Kölner Bürgers werden Duppen von 18 und 5 und 4 Quart Inhalt angeführt¹²¹. Auch sonst lassen Preisangaben auf außerordentliche Größenunterschiede schließen.

Als Sonderformen werden Grapen mit langem Hals sowie weite und lange Grapen genannt¹²².

¹¹⁸ Vgl. Anm. 43 und 44.

¹¹⁹ Vgl. Anm. 45.

¹²⁰ Vgl. Anm. 12.

¹²¹ Vgl. Anm. 12.

Die Dreifußkannen sind als Handfässer bezeugt, sie werden daher auch hier unter diesem Stichwort behandelt. Über die technischen Eigentümlichkeiten der mittelalterlichen Grapen und ihre Markierungen geben die Arbeiten von Hans Drescher hinreichend Auskunft¹²³.

Der Grapen hat in nachmittelalterlicher Zeit eine noch weitere Verbreitung gefunden, auch auf dem Land. Dort wurde er in manchen Gebieten bis in das 19., auf dem Balkan sogar bis in das 20. Jahrhundert hinein als Kochtopf verwendet.

Greifenklaue s. Trinkhorn

Gunteken

Im 14. und 15. Jahrhundert war das *gunteken* in Mitteldeutschland ein geläufiger Ausdruck für ein Trinkgefäß, das sich von Schale, Kopf, Napf, Kröse und Becher unterschied. Das *Gunteken* war meist aus einfachem Material, gelegentlich auch aus Silber¹²⁴.

Handfass, Giessfass, Giesskanne, Lavabo, Aquamanile (lateinisch: *lavacrum, lavatorium, urceus*)

Zur Erläuterung des Wortes *handfaß* s. *Fass*. Auch im bürgerlichen Leben war die Waschung der Hände ein feierlicher Akt. Daher wurde auch auf die Gestaltung des Wasserbehälters, des Handfasses, besondere Sorgfalt verwendet. Zum *Handfaß* gehörte ein Handbecken zum Auffangen des Wassers (s. *Becken*). Die mittelalterlichen Zunftvorschriften brachten es jedoch mit sich, daß Handbecken und *Handfaß*, sieht man von einigen Ausnahmen ab, von verschiedenen Handwerkern ausgeführt wurden. Erst im 15. Jahrhun-

¹²² Braunschweiger T. B. A. Bl. 99 (1433): *den langen Grapen*; — Bl. 28/29 (1399): *1 groten gropen myt enem langhen hals*. — Solche Grapen mit einem langen Hals sind dargestellt in einer Handschrift der Münchener Staatsbibliothek, G. Schiedlauski, Essen und Trinken (München 1956) Abb. 4 b.

¹²³ Vgl. Anm. 39.

¹²⁴ Einfache *guntekens* werden häufig erwähnt, z. B. in den Hildesheimer Stadtrechnungen, dort auch in Bd. I zu 1413: *Vor twe zulverne ghunteken, de de rad hertogen Hinriches vrowen to leymode schenkede, alse to deme erste male hir quam*. Auch in Braunschweig ist von 2 silbernen *gunteken* die Rede, Braunschweiger T. B. A. Bl. 97 (1429).

dert lieferte die niederländische Messingindustrie auch einheitliche Garnituren (Abb. 42) ¹²⁵.

Gewöhnlich war das Handfaß aus Messing oder Erz, in Süddeutschland häufig auch aus Zinn. Vereinzelt werden auch silberne und gläserne ¹²⁶ Handfässer erwähnt. Schon früh hatte man dem Handfaß im Wohnraum einen festen Platz eingeräumt, entweder in einer Nische oder in einem besonderen Möbel. Auch in den Testamenten wird gelegentlich *das Handfaß in der Dorntzen* (niederdeutscher Ausdruck für die ofenbeheizte Stube) erwähnt ¹²⁷. Dementsprechend finden wir das Handfaß immer wieder bei Innenraumdarstellungen, vor allem auf der „Verkündigung“, dargestellt. Ebenso häufig begegnen wir dem Waschgerät auf der Handwaschung des Pilatus, wie bei den „arma Christi“ und verwandten Darstellungen ¹²⁸, mehrfach auch bei der Fußwaschung Petri. Die zahlreichen Abbildungen erlauben uns, die verschiedenen Typen zu lokalisieren. Schon im 14. Jahrhundert hatten sich neben dem gewohnten tierförmigen Aquamanilien sehr unterschiedliche Formen herausgebildet: Dreifußkannen, zylindrische Kannen, Kannen, die äußerlich den Schenkkannen glichen, der Schwenktopf und der Wasserkasten aus Zinn. Während das Handbecken im allgemeinen zum Hausrat gehörte, konnten sich besondere Handfässer offenbar nur vermögendere Leute leisten. Der einfache Mann begnügte sich mit seinen Kannen aus Ton oder Zinn.

In Norddeutschland und Franken (Nürnberg) wurden Aquamanilien in Tierform auch im 14., 15. (Abb. 27) und sogar noch im 16. Jahrhundert gegossen oder im besonderen Falle auch in Silber getrieben. Zwei Beispiele befinden sich im Lüneburger Ratsschatz in Berlin. Freilich beschränkte

man sich in dieser Zeit meist auf die Löwenform. Nach den Testamenten zu schließen, blieben die tierförmigen Handfässer jedoch seltene Ausnahmen, werden nur zweimal erwähnt, 1385 in Lüneburg im Besitze eines Archidiakons und 1431 in Braunschweig ¹²⁹. Die verhältnismäßig große Anzahl der erhaltenen Beispiele sollte über die beschränkte Verbreitung nicht hinwegtäuschen. Für diese althergebrachte Form entschied man sich besonders gern im öffentlichen Bereich, in den Rathäusern und den Kirchen. Nicht nur im Lüneburger Rathaus, auch im Hildesheimer hatte man seinen *handvateslouwen* ¹³⁰. In solcher Umgebung konnten die Handfässer in Löwenform (Abb. 27) vielfach unbeschadet die Jahrhunderte überdauern. Auch hat man besonders früh angefangen, diese eigenartigen Gebilde zu sammeln.

Dreibeinkannen scheinen sich schon seit dem 13., sicher aber seit dem 14. Jahrhundert besonderer Gunst erfreut zu haben. Man konnte sie aufs Feuer stellen, um das Wasser zu erwärmen, und konnte sie nach dem Waschen ohne Schwierigkeit in das gefüllte Becken zurückstellen. Die Dreibeinkanne des Britischen Museums (Abb. 23) ist durch seine Inschrift als Lavabo bezeugt (*Je sue Apelle Lawr — Je Serf tut par Amur*), eine Dreibeinkanne des Viktoria und Albert-Museums ist 1388 datiert, eine andere des London-Museums als Arbeit eines Glockengießers ausgewiesen. Verbreitet waren diese ehernen Dreibeinkannen in Südengland, Nordfrankreich, den Niederlanden und Norddeutschland ¹³¹. Die blanken Messingkannen, die wir von niederländischen Gemälden der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts

¹²⁵ Vgl. Anm. 102.

¹²⁶ Lübecker T. R. vom 29. 4. 1366 (Elerdes): *vitrum proprie handvat*; — zu silbernem Waschgerät vgl. Anm. 101. — Auf der Handwaschung des Pilatus des Klosterneuburger Altares (um 1330) ist ein solches silbernes und nicht etwa zinnernes Waschgerät abgebildet. — Die gefußte Kanne haben die Kannengießer erst 100 Jahre später den Goldschmieden abgesehen. Auf mittelalterlichen Gemälden ist zwischen silbernen und zinnernen Gefäßen von der Farbe her kein Unterschied gemacht. Diesen Umstand nutzen neuerdings kritiklose Zinnfreunde immer wieder aus, um Silber als Zinn auszugeben (vgl. auch Anm. 97).

¹²⁷ Vgl. Anm. 99.

¹²⁸ Vgl. Anm. 40.

¹²⁹ Lüneburger T. vom 18. 5. 1385 (Archidiakon von Bevensen): *2 lavatoria quarum 1 in modum leonis*; — Braunschweiger T. B. N. Bl. 48 (1431): *einen großen Leuchter und einen Löwen in den Kaland*. — Auf ein tierförmiges Aquamanile läßt auch eine Formulierung in einem Testament eines dänischen Kanonikers schließen, Dänische Testamente Nr. 51: *unum lavacrum quadrupedale, (quod) dedit mihi dominus meus archiepiscopus (1353)*. Bei diesem Handfaß dürfte es sich um ein älteres Stück gehandelt haben, das ursprünglich kirchlichen Zwecken gedient hatte.

¹³⁰ Hildesheimer Stadtrechnungen VI S. 493 (1431): *vor twee nie pipen in den handvateslouwen 1 Schilling*. — Ein Löwenaquamanile, das wahrscheinlich aus dem Rathaus zu Coesfeld stammt, befindet sich im Rijksmuseum Amsterdam.

¹³¹ D e x e l, Abb. 126, gefunden in Gnoien in Mecklenburg. — Braunschweiger T. B. A. Bl. 28/29 (1399): *das hantvat myt den 3 beinen*.

her kennen (Abb. 42), gehörten zu den formvollendetsten Gefäßen aus unedlem Metall¹³².

Die grapenförmigen Handfässer (Abb. 24), die man auch als eine Sonderform des Schwenktopfes betrachten könnte, wird man nicht ohne weiteres als eine altertümliche Vorform der Dreibeinkanne betrachten können. Auf einem Salzburger Bild des ausgehenden 15. Jahrhunderts ist ein solches Handfaß in einer Nische über dem Becken hängend abgebildet¹³³. Für Süddeutschland bezeugt sind auch gegossene turmartige Handfässer auf drei Beinen¹³⁴. Der Form nach könnten diese Wasserbehälter auch als Sonderform der zylindrischen Kannen angesprochen werden.

Eine Schöpfung des 13. Jahrhunderts ist offenbar der eiserne Schwenktopf (Abb. 21) (nicht-Kessel, denn unter Kessel verstand man immer nur dünnwandige Gefäße aus Blech). Meister Bertram hat bereits ein solches Handfaß auf seinem Hannoveraner Altar (letztes Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts) dargestellt (Abb. 22). Wie weit dieser Typus verbreitet war, beweisen die Verkündigung des Genter Altars der van Eycks (vollendet 1432) und die Verkündigung eines Münchener Meisters¹³⁵ (um 1440/50) (beide Exemplare mit kegelförmigem Deckel). Die Verkündigung des Meisters von Flemalle (Merode-Altar, New York, Metropolitan Museum, um 1430) zeigt den am weitesten verbreiteten Typus mit Ausgußröhren, die in Tierköpfen enden, und für die Henkel Ösen in Form von Frauenköpfen. Handfässer dieser Art waren besonders lange im Schwange, wurden wahrscheinlich noch im 17. Jahrhundert nach altem Muster angefertigt.

Wie die Dreifußkanne und der Schwenktopf, war auch die zylindrische Kanne in den Niederlanden und Frankreich beliebt, und zwar in den verschiedensten Variationen (Abb. 26), am auffälligsten die mit dem ausgebuchteten Oberteil¹³⁶

¹³² Vgl. Anm. 102.

¹³³ Alltag und Fest im Mittelalter. Österreichische Galerie (Katalog 1970) Abb. 8.

¹³⁴ The secular Spirit, Abb. 70 (Exemplar des New Yorker Metropolitan Museums of art). — Eine entsprechende Darstellung: A. Stange, Deutsche Malerei der Gotik, Bd. 4 (Berlin—Leipzig 1951) Abb. 111 (Straßburg), entsprechende Beschreibungen bei Heierle, 271 und 274: *1 helm uff ein gießfaß (1407), ein hübsche gießfaß mit eime helm und das becken dafür (1410)*.

¹³⁵ Zum Münchener Bild D e x e l, Abb. 277.

(Madonna am Kamin des Meisters von Flemalle in Leningrad [Abb. 25]). In Köln lassen sich zylindrische Kannen einfacherer Art auf der Handwaschung des Pilatus seit dem 14. Jahrhundert nachweisen¹³⁷.

In Süddeutschland sagte man gewöhnlich Gießkanne oder Gießfaß. Die Gießkannen konnten auch aus Zinn sein¹³⁸. Im allgemeinen bevorzugte man aber auch hier Messing. Die gefußten Wasserkannen des 15. Jahrhunderts unterschieden sich der Form nach in nichts von den Schenkkannen, doch wurde Messing wegen des unangenehmen Beigeschmacks niemals als Weinkanne verarbeitet. Daher entscheidet in diesem Fall das Material, ob wir eine Wein- oder eine Wasserkanne vor uns haben¹³⁹. Gelegentlich waren auch die Kannen wie der Schwenktopf mit einem Bügel zum Aufhängen versehen¹⁴⁰.

Die in Süddeutschland beliebten Waschwasserkästen waren gewöhnlich aus Zinn. Sie hatten die Form eines Quaders oder eines halben Tönnchens. Diese Wasserbehälter waren gelegentlich spielerisch als Haus oder Burg ausgebildet. Sie waren gewöhnlich in einem „Gießfaßkastel“ aufgehängt¹⁴¹.

Hannap s. Kopf

¹³⁶ Von diesem Typus haben sich einige Exemplare erhalten, im Amsterdamer Rijksmuseum (Vijf eeuwen koper en brons, Rijksmuseum Amsterdam [1973] Abb. 33 und 35) und im Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg (Abb. 25). — D e x e l, Abb. 213 stellt ein solches Handfaß und Becken in einer Waschnische dar.

¹³⁷ Zahlreiche Beispiele im Kölner Wallraf-Richartz-Museum, so bei den Nr. 38—43 und 60—62. Die Pariser Miniatur (Abb. 26) zeigt einen Typus, der zwischen dem Kölner und dem mit stark ausgebuchtetem Oberteil steht.

¹³⁸ Heierle, 26—29 und 269—274. Dabei handelt es sich um Messing- wie Zinnkannen — Regensburger U. B. Bd. II, Nr. 441 (1361): 2 Messingbecken und ein zinnernes Gießfaß; — Wiener T. B. Bl. 185 (1405): ein zinnernes Gießfaß.

¹³⁹ In Kunst & Antiquitäten 1978, Heft III, 37 ff. hat H. P. Lockner eine größere Serie verschiedenartiger Handfässer unter dem irreführenden Titel „Gotische Schenkkannen“ veröffentlicht.

¹⁴⁰ Unter dem Stichwort Gießkanne sind bei Heierle mehrere solcher „hängenden Kannen“ zitiert. — Die Darstellung einer solchen hängenden Kanne bei A. Stange, Deutsche Malerei der Gotik, Bd. 4 (Berlin—Leipzig 1951) Abb. 47 (1451).

¹⁴¹ Darstellungen solcher Gießfaßkastel haben sich vor allem im bayrisch-österreichischen Raum erhalten, allerdings erst aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Kanne

Silberne Kannen zum Einschenken des Weines hat es schon im 11. und 12. Jahrhundert gegeben. Der Antike verdankte man die gewohnte Form: bauchig mit deutlich abgesetztem runden Fuß und rundem Henkel und Deckel. Diese Form hielt sich auch weiterhin fast unverändert über die Jahrhunderte hinweg. Variiert wurde vor allem der Ausguß. Man konnte auf den Ausguß verzichten oder ihn schnabelförmig ausbilden. Kannen mit röhrenförmigem Ausguß hießen in Norddeutschland *Pipkannen*. Für das 14. und 15. Jahrhundert sind auch sechs- und achtkantige Kannen bezeugt und als besonders seltene Sonderform die Spitzkanne, in Norddeutschland *tympet* genannt¹⁴³. Zwei solcher Spitzkannen haben sich erhalten, eine achtkantige aus dem 14. Jahrhundert im Britischen Museum (Abb. 11) und eine runde aus der Mitte des 15. Jahrhunderts in Kassel. Die gedrehten oder gewundenen Kannen (Abb. 46) kamen wohl ebenso wie die mit Figuren bekrönten Silbergefäße erst gegen Anfang des 15. Jahrhunderts auf¹⁴⁴. In jedem Fall aber wies eine silberne Kanne den Besitzer als einen reichen Mann aus¹⁴⁵.

Zinnerne Kannen hat es ebenfalls schon im hohen Mittelalter gegeben. Theophilus beschrieb bereits den Guß solcher Kannen. Diese Kannen

dürften freilich zunächst vor allem kirchlichen Zwecken gedient haben. Gegen 1300 tauchten in den bürgerlichen Testamenten ziemlich unvermittelt Zinnkannen auf, sehr bald auch in verschiedenen Größen¹⁴⁶. Gleichzeitig ließen sich in allen größeren Städten Zinngießer (Kannengießer) nieder. Diese auffallend rasche Verbreitung auch bei den einfachen Leuten verdankten die Zinnkannen offenbar dem Umstand, daß sie sich wie die Zinnflaschen eichen ließen. Als Hohlmaß waren sie im Haus unentbehrlich. So wurden sie denn auch wie die Flaschen nach ihrem Fassungsvermögen voneinander unterschieden. In Köln kannte man Serien von sieben verschiedenen Größen. Eine Darstellung des Nördlinger Malers Herlin bezeugt, daß solche Reihen auch anderswo üblich waren¹⁴⁷.

Die Zinnkannen dienten neben ihrer Eigenschaft als Hohlmaß vor allem zum Einschenken der Getränke bei Tisch. Auch zum Mischen des Weines und als Gießfaß konnten solche Kannen benutzt werden (s. *Mischgefäße* und *Handfass*). Um dieses repräsentativen Charakters willen wurden die Zinnkannen verhältnismäßig sorgfältig ausgeführt. Die Gewohnheit der mittelalterlichen Zinngießer, im Innern auf dem Boden und im Deckel ein münzartiges Relief anzubringen, erlaubt unter Umständen, die Kannen zu lokalisieren.

Die älteren Typen sind gekennzeichnet durch eine gedrungene Form (Abb. 30). Die meisten dieser Kannen wurden im Küstengebiet der Ost- und Nordsee gefunden, und zwar zumeist als Baggerfunde. Die größte Sammlung solcher Kan-

¹⁴³ Z. B. Kohlhausen (wie Anm. 6) Abb. 134.

¹⁴⁴ Von Melle, 219 (1372): *amphora proprie tympet* (*tympet* = die Spitzzulaufende). — Heierle kann für das Wort Spitzkanne nur ein Beispiel aus dem Jahre 1635 beibringen.

¹⁴⁵ Kölner T. J 126 (Heinrich Juede, 1436): *eyn silvern gedrait potgijn* — Wie schon mehrfach betont, müssen wir unterstellen, daß die in den Testamenten genannten Sachen schon einige Jahrzehnte in Gebrauch waren. Die gedrehten oder „gewrungenen“ Silberarbeiten tauchen zunächst nur einzeln auf. Dagegen bin ich in allen Testamentsserien, die ich durchgesehen habe, in den dreißiger Jahren Silbergefäßen begegnet, die mit einem Figürchen bekrönt waren, auch in dem Testament des Heinrich Juede: *eine silberne Kröse, auf der ein Pelikanus darauf ist*. — von Melle, 546 (1431): *myne middler sulvern kannen, dar der louwe uppe sit*; — Heierle, 56/57 (1437): *item ein grosser verdegkter vergulter becher mit vennlinen* (Fähnlein) *und ze obrost ein wilder mann* (und mehr); w. 74 aus dem gleichen Besitz: *item ein vergulter kopff und daruff unser frow, item aber ein silbriner kopff mit einem venus*; — Lüneburger T., Johann Rese vom 15. 1. 1431: *eyne silberne Schale, dar steit eyn konig ynnne*.

¹⁴⁶ Vgl. Anm. 24.

¹⁴⁶ In Lübeck wird um 1300 zum ersten Mal eine Zinnkanne erwähnt (Lübecker T. R. Bd. I, Nr. 15), in Schweden 1316 (Svensk Dipl. Bd. III, Nr. 2600), in den von GONON bearbeiteten französischen Testamenten 1316 (GONON, 110): *duas cimaysias de stanno, signatas cum imprissione cuisdam canis* (!); im übrigen s. Anm. 41. — Nach der Mitte des Jahrhunderts sind 6–10 Kannen keine Seltenheit, 24 Kannen wie bei einem vermögenden Lübecker aber ungewöhnlich (Lübecker T. R. Nr. 1096 (1365); — im übrigen s. Anm. 41.

¹⁴⁷ Wurmbach (wie Anm. 5) 41. — Das Bild von Herlin (um 1465) DEXEL, Farbtafel III. In Norddeutschland werden gewöhnlich 4 verschiedene Maße genannt. Schwierigkeiten entstanden durch die unterschiedlichen Maßeinheiten von Stadt zu Stadt. So verfügte der in verschiedenen Städten residierende Archidiakon von Bevensen (Lüneburger T. vom 18. 5. 1385) neben seinen üblichen Kannen auch über: *quartale* (das gebräuchlichste Kannenmaß) *de mensura Mindensi*.

nen befindet sich im Lübecker St.-Annen-Museum. Diese „Hansekannen“ hatten sich offenbar auf den schwankenden Schiffen als standfest zu bewähren. Schon im 14. Jahrhundert bildeten sich sehr unterschiedliche Kannenformen heraus, kantige (Abb. 31) und solche, die mehr und mehr die Formen der Silberkannen nachahmten. Es entwickelten sich also Zinnkannen, die mit einem deutlich abgesetzten Fuß ausgestattet waren. Die balusterförmigen Kannen (Abb. 10) wurden offenbar als lange Krösen bezeichnet.

Aus den Schenkkanen wurde auch getrunken¹⁴⁸. Kleinere Kannen bezeichnete man ohnehin als Trinkkannen (bzw. als Krösen). Zu den Trinkkannen zählen natürlich auch die Kinderkännchen mit einer Saugröhre¹⁴⁹ (Abb. 32). Wahrscheinlich waren auch die in den französischen Testamenten des 14. Jahrhunderts erwähnten Pinten Trinkkannen. Jedenfalls waren später in Frankreich Trinkkannen unter dem Namen *Pichet* weit verbreitet¹⁵⁰. In Norddeutschland setzte sich schließlich das Wort Kanne für alle Trinkgefäße mit Henkel durch, soweit man nicht, wie für das „Röhrchen“, neue Namen fand¹⁵¹. Die dort beliebten zylindrischen Silberkannen wurden in London schon im 16. Jahrhundert als Hansekannen bezeichnet¹⁵².

Als Schenkkanne ließ sich die zinnerne jederzeit durch eine tönerner oder gläserne ersetzen, nicht aber als Hohlmaß. Daher sah man sich, als seit dem späten 16. Jahrhundert Glas, Fayence und Steinzeug den Tisch beherrschten, gezwungen, besondere zinnerne oder kupferne Hohlmaße zu halten. Die ehernen Eichmaße waren

niemals ein Hausgerät; sie waren Instrumente der behördlichen Aufsicht. Ob auch die in Skandinavien gefundenen ehernen Kannen immer Eichmaße waren, ist nicht sicher¹⁵³. Im übrigen sind die Messingkannen, und das sind immer Wasserkannen, unter dem Stichwort *Handfass* beschrieben.

Kessel

Als Kessel (Abb. 14 und 15) bezeichnet man im allgemeinen nur dünnwandige Gefäße. Die Kessel wurden an Ketten, später meist an Kesselhaken über dem Feuer aufgehängt oder aber auf einen eisernen Dreifuß gesetzt. Die Kessel waren empfindlich, sie mußten daher immer wieder vom Kesselflicker instand gesetzt werden. Bis in das 13. Jahrhundert hinein war der Kessel neben einigen eisernen Geräten wie dem Bratspieß und der Bratpfanne das wichtigste metallene Gefäß im Hause des Bürgers¹⁵⁴. Doch müssen die Kessel damals noch verhältnismäßig klein gewesen sein. Anderenfalls wären sie sicher einmal in den frühen Testamenten erwähnt worden. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts müssen für gewerbliche Zwecke wie zum Bierbrauen erheblich größere Kessel hergestellt worden sein. Auch läßt die besonders hohe Zahl von Kupferschmieden vermuten, daß in dieser Übergangsperiode die billige Blechware besonders gefragt war¹⁵⁵. Im 14. Jahrhundert scheint man in vielen Gebieten die Blechware durch gegossene Gefäße ersetzt und Kessel

¹⁴⁸ Das dürfen wir auf jeden Fall unterstellen, wenn ich auch eine entsprechende Szene erst aus dem 16. Jahrhundert nachweisen kann (Braunschweig, Herzog Anton Ulrich Museum, Das Gleichnis vom Großen Gastmahl, vom Braunschweiger Monogrammist).

¹⁴⁹ Lübecker T. R. Bd. II, Nr. 720 (1358): *drinkkanne*. — Das abgebildete Kinderkännchen stammt aus der Grabung Neugebauer, ein ähnliches befindet sich im Märkischen Museum zu Berlin. Von solchen Kinderkännchen gibt es auch Darstellungen, z. B. Lübeck St. Annen-Museum im Altarschrein der Gertrudenbrüderschaft und im Sippenaltar der Burgkirche.

¹⁵⁰ Vgl. Anm. 98.

¹⁵¹ Der Ausdruck taucht ausnahmsweise einmal 1429 in einem Braunschweiger Testament auf, Braunschweiger T. B. A. Bl. 102/03: *groteste sulverne roren*.

¹⁵² Freundliche Mitteilung von Ch. Oman, London.

¹⁵³ Grieg, Abb. 78/79. — In einem schwedischen Testament (Svensk Dipl. Bd. X Nr. 80; 1371) werden neben einer Zinnkanne auch 2 kupferne Kannen aufgeführt. Da in diesen schwedischen Testamenten auch sonst kupfern für ehern steht, könnte es sich um eine Kanne wie Grieg, Abb. 78 gehandelt haben. Es könnten freilich auch Kannen aus Kupferblech gewesen sein. Da man in Schweden über reichlich Kupfer, aber über kein Zinn verfügte, wären solche Ausnahmen denkbar.

¹⁵⁴ Lübecker T. R. Bd. I, Nr. 5 (1289): seinem Sohn einen Kessel zum Wachsschmelzen; — Nr. 12 (vor 1297): seinen größten Kessel; — Bd. II, Nr. 663 (1358), offenbar das Handwerkszeug eines Brauers: 6 große kupferne Kessel, zwei messigne *kumtele*, einen großen Messingkessel und alles Braugerät sowie eine Braupfanne; — Svensk Dipl. Bd. I, Nr. 871 (vor 1292): *una magna caldaria*; — Bd. II, Nr. 1124 (1295): *caldarium braxatium*; — Nr. 1275 (1299): *maiolem caldariam meam*. — Im normalen Haushalt werden im 14. Jahrhundert gewöhnlich 2–3 Kessel aufgeführt.

nur dort noch benutzt zu haben, wo sie sich besonders bewährt hatten, nämlich als Wasser- oder Siedekessel. Auch Fischkessel und Krebskessel sind letztlich Siedekessel¹⁵⁶. Die Brunnenkessel kamen nicht aufs Feuer, konnten daher auch aus Zinn sein¹⁵⁷.

Die üblichen Kessel faßten 7 bis 10 Liter. In der Braunschweiger Verordnung über die Herwede von 1303 heißt es statt dessen: so groß, um eine Rinderschulter darin zu sieden¹⁵⁸. In den Testamenten werden immer wieder Kessel von einer halben oder einer Tonne Fassungsvermögen angeführt (1 Tonne = 120 l) ausnahmsweise auch Kessel von 3 oder 4 Tonnen Inhalt¹⁵⁹.

Wie die Darstellungen und vereinzelt Funde zeigen, hatten die Siedekessel eine annähernd halbkugelige Form oder ähnelten dem Westlandtypus der Vorgeschichte, d. h. sie setzten zylindrisch an und schlossen halbkugelig ab¹⁶⁰. Die Attaschen waren gewöhnlich aus dem gleichen Blech wie der Körper. Gelegentlich kamen auch angesetzte Attaschen aus Eisen vor (Abb. 14). Der gedrehte oder glatte Bügel war wie beim Grapen stets aus Eisen. Wie Abbildungen zeigen, waren die großen zuberartigen Kessel aus einzelnen Blechen zusammengesetzt¹⁶¹.

¹⁵⁵ Die Kesselschläger oder Kupferschläger gehören überall zu den ältesten Gewerben, nach 1300 nimmt die Zahl eher ab als weiter zu. Daher gelingt es ihnen zunächst nicht, eigene Zünfte bzw. Ämter zu gründen. Zu einer Gießerei aus dem 11. Jahrhundert, in der auch Kessel hergestellt wurden: Ham-maburg Jg. 7, 1961, Heft XIII, 123 ff.

¹⁵⁶ Außer den immer wieder erwähnten Wasser- oder Siedekesseln und ihren Verwandten wird auch einmal ein Kessel erwähnt *in dem man pflegt die Schüsseln* (Eßschüsseln) *zu waschen* (Braunschweiger T. B. N. Bl. 24, 1415). In Lübeck wird immer wieder ein Kessel genannt, der im Volksmund *sulfselegelingh* heißt, einmal wird ein solcher Kessel als Kupferkessel ausgewiesen. Sollte es sich bei diesem schwer zu deutenden Wort um Kessel handeln, die am Ort selbst geschlagen wurden, im Gegensatz zu den eingeführten Messingkesseln?

¹⁵⁷ Heierle, 191.

¹⁵⁸ Vgl. Anm. 113.

¹⁵⁹ Zum Kessel von 4 Tonnen s. Anm. 42. Wie aus dem dort zitierten Schadenprotokoll hervorgeht, waren große Kessel sehr teuer. Für diesen außergewöhnlich großen Kessel war ein Wert von 9 Mark angesetzt (so viel wie für eineinhalb Ochsen).

¹⁶⁰ Außer den abgebildeten beiden Lübecker Stücken seien als Beispiele genannt: Grieg, Abb. 172 und ein Kessel im Museum zu Lund, Kulturen 1935, 178, Bild 30 (dieser Kessel wiegt bei einem Durchmesser von 30 cm 1,65 kg).

Da sich die mittelalterlichen Kessel von den vorgeschichtlichen kaum unterscheiden, dürften mittelalterliche Kessel in den vorgeschichtlichen Abteilungen der Museen verborgen sein. Im Gegensatz zu den verhältnismäßig schweren Kesseln römischer Herkunft waren die mittelalterlichen Kessel gewöhnlich aus Kupfer oder Messing. In den Testamenten wird das Material entweder ausdrücklich angegeben, oder der Kessel wird von der Farbe her beschrieben, Kupferkessel als rot, Messingkessel als gelb, meist jedoch als weiß = blank oder schwarz. Dabei sei erinnert, daß unpoliertes Messing stets als schwarzes Messing bezeichnet wurde¹⁶².

Die Kupferkessel wurden meist von den heimischen Kupferschmieden gefertigt. Seit dem 14. Jahrhundert konnte dieses Gewerbe in Städten wie Köln an Großunternehmer gebunden sein. Die Messingkessel wurden vor allem in den Städten an der Maas, im Aachener Raum und in der Harzgegend (Braunschweig) hergestellt, später auch in Nürnberg.

Kochkelle

Die Kochkelle, ein halbkugeliger Napf an einem sehr langen Stil, gehörte zum altüberlieferten Hausrat. Über ihre Verbreitung ist nichts Näheres bekannt, da eisernes Gerät in den Testamenten fast niemals erwähnt ist. In den Gedichten zum Hausrat wird die Kochkelle nicht mehr erwähnt. Man findet sie aber abgebildet auf einer Anbetung der Könige, der Arbeit eines Wiener Meisters um 1480¹⁶³. Wie im Text bereits berichtet, fehlen gerade in Wien die ehernen Töpfe, die Grapen, die dieses Gerät wohl sonst ersetzt hatten.

¹⁶¹ Riesenkessel werden immer wieder dargestellt bei den Heiligen, die in Öl gesotten wurden. Solche aus einzelnen Blechen zusammengesetzte Kessel z. B. auf dem großen Retabel mit der Legende des hl. Georg aus Valencia im Victoria und Albert Museum, London oder bei Stephan Lochner, Apostelmartyrien.

¹⁶² Z. B. Braunschweiger T. B. A., Bl. 28/29: 2 schwarze Messingkessel, 1 weißer Messingkessel (die blanken dienten wohl zum Wasserholen).

¹⁶³ Eine Kochkelle aus Eisen, in dem der Brei für das Christuskind bereitgestellt ist, auf der Anbetung der Könige vom Schottenaltar (um 1470) in der Österreichischen Galerie Wien. — Zur Kochkelle s. J. Rohr, Die Gefäße in den althochdeutschen Glossen (Dissertation Greifswald 1909) 77.

Kopf, Koppeken, Napf, Nap, Hannap, Kubik, Maser, Pladeren, Doppelkopf, Schower, Schauer (lateinisch: *crater, cuba, cupa* — mit Vorliebe in Frankreich — *ciphus, parapsides* oder das unverbindliche *vas*).

Als Kopf¹⁶⁴ oder Napf bezeichnete man im Mittelalter Trinkgefäße in Form einer tiefen Schale im Gegensatz zur flachen Schale, die auch Schale benannt wurde. Zu unterscheiden ist zwischen Gefäßen mit einem annähernd halbkuguligen Gefäßkörper (Abb. 5) und solchen, die einen flachen Boden und vielleicht auch einen eckigen Grundriß (Abb. 12) haben. Erstere wurden meist Kopf, letztere meist Napf genannt. Im allgemeinen unterschied man im Süden zwischen Kopf und Napf, während man im Norden, auch in Dänemark, dem Ausdruck *nap* wenigstens zeitweise den Vorzug gab. Dabei zeigt der häufig vorkommende Ausdruck *pladeren nap*, mit dem sicher ein gedrechselter Maserholzkopf gemeint ist, daß man hier tatsächlich *nap* an Stelle des sonst üblichen *kopf* setzte¹⁶⁵. Die Verkleinerungsform hieß jedoch überall *koppeken*, ein *nap* genannt *en koppeken*. Mit dem *koppeken* war vielleicht nur der fußlose Kopf gemeint¹⁶⁶.

Der Kopf im engeren Sinne (Abb. 5) ist uns mit deutlich abgesetztem Fuß und hochgewölbtem Deckel von Miniaturen des 11. und 12. Jahrhunderts her vertraut. Im Schatz von St. Godehard in Hildesheim hat sich ein solch frühes Beispiel erhalten¹⁶⁷. Dieser Typus ist jedoch noch nicht als

Doppelgefäß anzusprechen. Zweifellos war der Kopf das am höchsten geschätzte Trinkgefäß, und das bedeutete viel in einer Lebensgemeinschaft, in der das Trinkzeremoniell einen so gewichtigen Platz einnahm. So war es ganz folgerichtig, daß man schließlich den hohen gewölbten Deckel ebenfalls zu einem Trinkgefäß ausbildete, denn ein solcher Doppelkopf erlaubte es, die Verbundenheit zweier Menschen mit einem gleichzeitigen Trunk aus ein und demselben Gefäß zu besiegeln. Das konnten zwei Freunde sein oder auch ein Brautpaar bei der Brautschau, der *Schae*. Dem Zusammenhang mit der *Schae* verdankt der *Schauer* (Abb. 6), wie man das Doppelgefäß in Norddeutschland nannte, offenbar seinen bisher nicht gedeuteten Namen¹⁶⁸. 1312 begegnen wir dem zweifachen Kopf, wie man in Süddeutschland sagte, bereits auf einer oberrheinischen Miniatur¹⁶⁹. 1323 ist ein *Schower* in einem Kölner Testament erwähnt¹⁷⁰. Jedenfalls haben wir unter dem *Schower* einen Doppelkopf zu verstehen. Er tritt immer wieder neben dem Kopf auf, kann also nicht mit diesem identifiziert werden. Auch wird gelegentlich von einem halben *Schower* gesprochen¹⁷¹. Vielfach war freilich das Oberteil kleiner als das Unterteil, konnte oft auch nur als Sturzpokal benutzt werden. So ist es denn auch nicht merkwürdig, daß man zwischen den verschiedenen Typen Unterscheidungen traf oder das Wort *Schower* etwas umständlich glaubte erklären zu müssen. In Lübeck und Braunschweig begegnen

¹⁶⁴ Kopf ist wie frz. *coupe* und engl. *cup* von lateinisch *cuppa* abzuleiten. Im übrigen nannte man im Mittelalter das menschliche Haupt eben Haupt und nicht Kopf. Es ist also abwegig, bei dem Trinkgefäß darauf zu verweisen, daß man ursprünglich die menschliche Hirnschale als Trinkgefäß benutzt habe, so, als wenn sich in dem Ausdruck eine Erinnerung daran erhalten haben könne.

¹⁶⁵ U. B. der Stadt Lübeck Bd. III, Nr. 333 (1359): 4 *pladernappe*.

¹⁶⁶ Molwo (wie Anm. 13): *en nap sulvern, also en koppeken, dat wich 1 mark lodich und 4 und ein halb Quentin*. — Lübecker T. R. Nr. 1425 (1367): *nappe dicta koppeken*; — Lübecker T. R. Bd. I, Nr. 326 (1350): *cupha dicta en sulvern koppeken, patera dicta en sulvern schale, cyphus dicta en sulvern nap*. — Auch in Köln und Braunschweig wird das *koppeken* neben dem Kopf erwähnt. Gemeint war damit wohl eine Sonderform, wahrscheinlich der fußlose Kopf. Gegen 1700 wurde der Ausdruck *Koppeken* auf die fußlosen und henkellosen chinesischen Porzellanschälchen (Tassen) übertragen.

¹⁶⁷ Speziell mit dem Doppelkopf hat sich H. Kohlhausen befaßt: Der Doppelmäserbecher auf der Veste Coburg und seine Verwandten. Jahrbuch der Coburger Landesstiftung 1959 (dort auch die Abb. des Kopfes aus St. Godehard) und noch einmal ausführlich in: Nürnberger Goldschmiedekunst (Berlin 1968). — Im Reallexikon irreführend unter dem Stichwort Doppelbecher behandelt.

¹⁶⁸ Es war weit verbreitet, der Braut bei der *Schae* ebenso wie bei der Hochzeit ein silbernes Kleinod, besonders gern einen Kopf oder Doppelkopf, zu überreichen. Regensburger U. B. Bd I, Nr. 1112 (1345): *und den Kopf, da mit ich sie beschaut, und den napf, da mit ich sie emphie ind das Haus*. — Dabei war es auf Grund der Regensburger Luxusordnung verboten, die Braut mit einem Kleinod zu beschauen! Auch sonst wird als Morgengabe häufig ein Kopf oder anderes Silbergefäß erwähnt.

¹⁶⁹ Kohlhausen, Jahrbuch (wie Anm. 167) Abb. 34.

¹⁷⁰ Kölner T. N 3 168 (Tilmann von Neyle): *unum ciphum meum argenteum dictum schouwer*.

¹⁷¹ Heierle, 67. Auch in einem Braunschweiger Testament wird ein halber *Schower* erwähnt.

wir in der zweiten Hälfte des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts neben dem *Schower* dem *gestülpten Napf* oder genauer beschrieben, *zwei Köpfe, die zu Hauf gestülpt*¹⁷² sind. Damit ist offenbar die ausgeprägtere Form des Doppelkopfes beschrieben. An Stelle des *gestülpten Napfes* scheint in Lübeck im zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts das Wort *Doppelkopf* getreten zu sein, während der *Schower* wohl die weniger ausgeprägte Form bezeichnete. Dafür spricht auch, daß der *Schower* in Lübeck nicht nur als Trinkgefäß, sondern auch zum Anbieten der *kruude* benutzt wurde¹⁷³.

Der Ausdruck *Schauer* oder *Scheuer* setzte sich schließlich auch in Süddeutschland durch, doch behielt man vielfach (in Nürnberg wenigstens) den gewohnten Hinweis auf die Doppelung des Gefäßes bei und sprach, wie vorher von einem zweifachen Kopf, jetzt von einem zweifachen Scheuer. Es hat zwar auch echte Doppelscheuer gegeben, also einen Doppelkopf, auf den noch ein zweiter kleiner aufgesetzt¹⁷⁴ war, doch ist das Wort *Doppelscheuer* des 16. Jahrhunderts in den Urkunden so oft genannt, daß damit kaum die sehr ungewöhnliche Form des gedoppelten Doppelkopfes gemeint sein kann¹⁷⁵.

Wie die Testamente zeigen, hatte sich der Doppelkopf im privaten Bereich einen festen Platz erobert. Die von Kohlhausen herausgestellte Benutzung des Doppelkopfes bei der Johannesmünze ergab sich nur nebenher. Selbstverständlich

war dieses Prunkgefäß besonders beliebt, wenn es darum ging, einen hohen Gast zu ehren.

Das Material für den Kopf war gewöhnlich Holz oder Silber und im besonderen Fall Halbedelsteine, Straußenei oder Kokosnuß. Hölzerne Köpfe waren gelegentlich in Silber gefaßt (Abb. 7), bei dem Schauer konnte auch eines der Gefäße aus Holz, das andere aus Silber sein. Im Gegensatz zu anderen Holzgefäßen wurde der hölzerne Kopf in hohen Ehren gehalten und in Testamenten immer wieder erwähnt. Natürlich wählte man für den Kopf besonders schöne Hölzer aus, Hölzer mit kräftiger Maserung (*Maser, Fladerkopf, pladeren nap*) und Hölzer, die nicht so leicht reißen, vor allem Fichte, Bergahorn und verschiedene Wurzelhölzer¹⁷⁶. Hieronymus Bock verweist in seinem Kräuterbuch neben dem Bergahorn (*maßholder*) auf die Haselnußwurzel: „*sie greift weit um sich, wird knorrech und maserech, daraus machet man allerlei Geschirr, das ist wehrhaftig und reißet nicht bald*“¹⁷⁷. Genannt werden weiterhin Platane, Buche, Esche, Aprikose, Zirbelkiefer und Elsbeerbaum. Hölzerne Köpfe konnten auch bemalt sein¹⁷⁸.

¹⁷² Lübecker T. R. Bd. II Nr. 1013 (1363): *en stuvenden nap de se is an enem vodere*; — von Melle, 513 (1413): *en nap der ist to hope stulpet und dar steyt to beyden ende myn wapent up*; — Braunschweiger T. B. A. Bl. 33 (1401): *2 sulvern koppe, denne to hope stulped mach . . . noch eynen sulvern schower uppe eynen vot*; — Bl. 37/40 (1403): *en par coppe dene hope stulpet*.

¹⁷³ Lübecker U. B. Bd. X, Nr. 1 (1460): *2 sulverne kannn, twe sulverne klaretes (Gewürzwein) schower, twe sulverne schower tom krude, eyn sulvernes vat tom tafelkrude, twe dubbelde sulverne koppe, twe schuffeln tom krude, twe grote sulverne beckere tom Lübeschen beere*; — von Melle, 574 (1386): *den schower mit den schuffelen, dar man krude plecht mede to ghevende*.

¹⁷⁴ Kohlhausen, Jahrbuch (wie Anm. 167) Abb. 29, der Ernestinische Willkomm.

¹⁷⁵ Der unterschiedliche Gebrauch des Wortes Schauer hat in der Literatur Verwirrung angerichtet. Meist bezeichnet man einen einfachen, gedeckten Kopf als Schauer. Kohlhausen hat vorsichtshalber auf den Gebrauch des Wortes verzichtet und nur vom Doppelkopf gesprochen.

¹⁷⁶ Einige Beispiele aus den verschiedensten Testamentserien: 1251 *ciphus maserinus cum pede argentea* (U. B. der jetzt preussischen Regierungsbezirke Koblenz und Trier, Nr. 1103); — 1338 *koppe beslan oder unbeslan* (U. B. der Reichsstadt Frankfurt Bd. II, 370); — Lübecker T. R. Bd. II, Nr. 720 (1358): *en plather*; — Nr. 795 (1359): *ihre pladeren kubik*; — U. B. der Stadt Lübeck Bd. III, Nr. 333 (1359): *4 plader-nappe*; — von Melle, 229 (1372): *1 pedem argenteum cum duabus pateris, una patera argentea et una pladeren*; — Braunschweiger T. B. A. Bl. 54 (1409): *mine holtenen koppe mit silver belegt*; ebenso Bl. 61 (1410); — U. B. der Stadt Regensburg Bd. I, Nr. 1112: *zwain masern napfen*; — Bd. II, Nr. 327 (1359): *ein beslagen flederin coph*; — Nr. 788 (1368): *ein maser auf einen nydern silbrein fuzzi . . . einen parillein (Aprikose) chopf mit silbrein fuzzi, ein fladrein chopf mit einem silbrein raiff am überlid (Deckel)*; — Nr. 1073 (1375): *meinen pesten viechtein copf, ein fladrein copf mit einem silbrein or*; — Quellen zur Geschichte des St. Kastorstiftes in Koblenz (Bonn 1954—1974) Nr. 344 (1306): *cyphum superius ligneum et interius argenteum*; — Wiener T. B. Bl. 34 (1397): *einen hulzernen, fichtenen copf*; — Bl. 163 (1404): *ein fledrin copf*; — Bl. 172 (1404): *1 hulzern trinkfasz mit silbern beschlagen*; — Gonon, 107: *cupa de madre oder una mazarinde*. — Heierle, 70 ff.

¹⁷⁷ Hieronymus Bock, New kreutter Buch (erste Ausgabe Straßburg 1539). Die 1546 mit Holzschnitten versehene Ausgabe erlebte zahllose Auflagen.

¹⁷⁸ Braunschweiger T. B. A. Bl. 66 (1414): *den swarten Wynkop, den ghelen Wynkop*; — Heierle, 71: *1 roter grosser kopff*.

Silberne Köpfe, die, wie der berühmte „Royal gold cup“ des British Museum, mit Schmelzfarben bemalt waren, werden in den Bürgertestamenten nur ausnahmsweise erwähnt, ebenso wie Köpfe aus Bergkristall¹⁷⁹. Auch Köpfe und Näpfe waren gelegentlich mit dem Wappen des Besitzers geschmückt. Seit etwa 1400 setzte man gern auf den Deckel eine Figur¹⁸⁰. Bei den Gefäßen aus Kokosnuß (Meernöte, da vom Meer angeschwemmt) oder Straußenei war das Material so bestimmend, daß in den Testamenten stets nur von der Nuß oder dem Ei die Rede ist¹⁸¹.

In welchem Umfang es silberne Gefäße gegeben hat, die als Napf vom Kopf abgesetzt werden konnten, läßt sich bei dem verschwimmenden Gebrauch der beiden Worte nur schwer sagen. In Regensburg muß es verhältnismäßig viele ausgesprochen napfartige Gefäße gegeben haben. Der Lingenfelder Schatzfund unterstützt eine solche Annahme¹⁸². Die auffallenden Nachahmungen geböttcherter Holzgefäße dürften hier vielfach an Stelle der Schalen getreten sein. Sie waren also weniger wertvoll als die Köpfe. Doch sind solche Bewertungen von Typen nur relativ. Ein mit Schmelzmalerei überzogener Napf¹⁸³ stellt in jedem Fall eine besondere Kostbarkeit dar. Der in Norddeutschland beliebte *Krudenapf* ist unter dem entsprechenden Stichwort behandelt.

Kröse, Kros, Krus, Krause (lateinisch *crusibulum* oder auch *crusale* und ähnliche Wortbildungen)

Dem Ursprung nach ist die Kröse ein tönernes Henkelgefäß, das vornehmlich zum Trinken

¹⁷⁹ Regensburger U. B. Nr. 327 (1359): *den vergulden copfe, der is auszen gesmelst*; — Nr. 390 (1360): *seinen gesmelzten napf*; — Nr. 733, Matheus der Reiche (1367): *ein cristallein copf*; — s. auch Anm. 89 (Testament Bocholt).

¹⁸⁰ Vgl. Anm. 144.

¹⁸¹ Im 14. Jahrhundert zunächst nur vereinzelt: U. B. der Stadt Regensburg Bd. I, Nr. 327 (1359): *mein gut strausenay*; — von Melle, 397 (1388): *twe note mit sulver beslagen*; — Trierer Chronik VI, 62: *1 noiz die invendig silvern ist*; ein entsprechender innerer Kopf im Katalog der Ausstellung Karl IV, Kaiserburg Nürnberg (1978) Nr. 35, dort Hinweise auf erhaltene Kokosnußköpfe des 14. Jahrhunderts. — Seit etwa 1430 werden Nüsse in den Testamenten häufig erwähnt, etwa von Melle, 446 (1431), 559 (1449), 574 (1460) oder Braunschweiger T. B. A. Bl. 102 (1434).

¹⁸² Vgl. Anm. 20.

¹⁸³ Vgl. Anm. 179.

diente¹⁸⁴. Nach Ausweis des Wappens der Mecklenburger Familie Cros von 1324 (Abb. 9) war das Gefäß bauchig¹⁸⁵, wie denn überhaupt bei den keramischen Gefäßen natürlicherweise die bauchigen Gefäße besonders verbreitet waren. In den Stadtrechnungen werden solche keramischen Krösen häufig erwähnt¹⁸⁶. Ganz einheitlich scheint man jedoch die Bezeichnung nicht verwendet zu haben. So wird seit dem frühen 15. Jahrhundert in Lübeck und Lüneburg zwischen langen und kurzen Krösen unterschieden, wenigstens bei Silbergefäßen. Mit den langen Krösen müssen die balusterartigen Kannen (Abb. 10) gemeint sein, die wir vom Zinn her kennen¹⁸⁷.

Da in den Testamenten nur wertvollere Gefäße erwähnt werden, tauchen die Krösen hier erst verhältnismäßig spät auf, nämlich erst, als man begann, sie in Silber zu fassen oder in Silber und Zinn nachzubilden. In Köln waren die silbernen Krösen besonders beliebt¹⁸⁸.

¹⁸⁴ In den Gedichten vom Hausrat wird von einer *Probierkrös* gesprochen. — Wenn Maße angegeben werden, dann sind sie gewöhnlich besonders klein: Braunschweiger T. B. A. Bl. 91 (1427) *Krosen von einem viertel und ein halb, Kannen aber von dreiviertel und einem Stoveken*. Einmal wird auch von einer *Stovenkenkros* gesprochen. — Heierle, 36/37 vermutet zurecht, daß es sich um ein Trinkgeschirr handele.

¹⁸⁵ Mecklenburgisches U. B. Bd. VII, S. 511.

¹⁸⁶ Z. B. in den Hildesheimer und den Kölner Stadtrechnungen (wie Anm. 14). — In den Kölner Stadtrechnungen von 1370—1380 sind die tönernen Kannen bei weitem in der Überzahl. Damit können nur die besonders beliebten schlanken Steinzeugkrüge gemeint sein.

¹⁸⁷ Lüneburger T. 4. 2. 1414: *longos crusibulos argenteos cum coopterio*, sowie 4 kurze Krösen; — von Melle, 574 (1460): *6 lange silberne Weinkrösen*. — F. A. Dreier, Die mittelalterlichen Balusterzinnkannen Nordostdeutschlands. Zeitschrift für Kunstwissenschaft 13, 1959, 27 ff.; mit Recht betrachtet Dreier diese zinnernen Gefäße als Imitationen der langen rheinischen Steinzeugkrüge. Natürlich kann man diese Krüge in Köln Kannen genannt haben, die metallenen Imitationen im Nordosten jedoch *lange Krösen*. Es ist sicher kein Zufall, daß bisher diese „langen Krösen“ nur im Nordosten festgestellt wurden, eben dort, wo sich auch der Name hat nachweisen lassen.

¹⁸⁸ Kölner T. 3 SM Ol (Bela dicta vamme Stilikin, 1326): *ciphi, scolas et unum cruselium ergenteum*; — T. 133 (Sophia de Troyen, 1385): *2 crusibilia argentea*; — J. 126 (Heinrich Juede, 1436): *eine silberne cruessen, da ein pelicanus darauf ist und eine cruessen mit dem Jueden hoede*. — Eine Sonderform wird im Testament von Heinrich Hirzte angesprochen (Die Parler, Bd. I, 203): *unum crusibulum, enselin (?) appellatum*; — von Melle, 265/66 (1376): *2 crusibulos cum argento circumpositos*; — 397 (1388): *sulvern crus*; — 467/68 (1413): *sulvern krosen*; — U. B. der Stadt Regensburg II Nr. 1095 (1375): *ein swartz beslagens krauserl*; — Wiener T. B. Bl. 187 (1405): *eine vergult krausen*.

Im 14. und 15. Jahrhundert war der Name *Kröse* oder *Krause* in ganz Deutschland verbreitet, wurde gelegentlich sogar von den Franzosen aufgegriffen¹⁸⁹. Da sich im Verlaufe des 15. Jahrhunderts die Formen der tönernen und der metallenen Gefäße weitgehend angeglichen, wurde es immer schwieriger, die *Kröse* von der *Kanne* oder dem *Krug* zu unterscheiden. In Norddeutschland setzte sich der Ausdruck *Kanne* durch. In Süddeutschland konnte sich der Ausdruck *Kröse* noch länger behaupten. Wie weit mit dem Wort *Krug* zunächst etwas anderes gemeint war, ließ sich nicht ausmachen.

Krug s. *Kanne* und *Kröse*

Krudenap, *Krudefat*

Zur Bearbeitung s. *Fass*. Am Tisch reicher Herren durfte die *Krude*, das Konfekt, nicht fehlen. Die *Krude*, wörtlich *Kraut*, bestand aus eingemachten oder kandierte(n) Früchten, aus kandierte(n) Mandeln, Nüssen und Gewürzen (!) aller Art sowie aus stark gewürztem Zuckerzeug. Aufgetragen wurden diese Genüsse in silbernen Gefäßen, dem *krudenap* oder dem *krudfat*¹⁹⁰. Meist dürfte es sich um tiefe, schalenartige Gebilde gehandelt haben, wie sie sich zumindest ähnlich aus dem Lüneburger Ratsschatz (heute in Berlin) und an anderen Orten erhalten haben. Sicherlich hat es auch Sonderformen gegeben. Das Vielerlei, das angeboten wurde, forderte dazu heraus. Auch weist eine Formulierung wie die eines Wiener Testaments vom Jahre 1411 darauf hin: „*ein silbrin stückh, darauf man confekte trät*“¹⁹¹. Auch der *Schauer* wurde zum Anbieten der *Krude* benutzt¹⁹². Man nahm die *Krude* mit der *Krutschuffel*, der *Gabel* oder dem *Löffel*.

¹⁸⁹ Kohlhausen, Jahrbuch (wie Anm. 167) 110.

¹⁹⁰ Einige Beispiele: Quellen zur Geschichte des St. Kastorstifts in Koblenz (Bonn 1974) Bd. II, Nr. 1363 (1379): *unum vas specierum dictum krutfasz*; — von Melle, 292 (1373), 360 (1386), 404 (1490) und öfter: *crudenap*; — Hildesheimer Stadtrechnungen (wie Anm. 14) Bd. I (1414): *der neue krudenap*. — In Boston hat sich offenbar ein mittelalterlicher *Krudenap* erhalten: *The secular spirit*, Nr. 50 (vorausgesetzt, das Stück ist im originalen Zustand überliefert).

¹⁹¹ Quellen zur Geschichte der Stadt Wien Bd. I Nr. 1845.

¹⁹² Vgl. Anm. 173.

Krutschuffel s. *Gabel*

Laterne s. *Leuchter*

Lavabo s. *Handfass*

Leuchter, *Lichtkrone*, *Laterne*

Im Gegensatz zu den ehernen Kirchenleuchtern waren die Leuchter im Haus gewöhnlich aus Holz oder Ton. Erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts tauchen metallene Leuchter aus Zinn oder Erz in den Testamenten auf¹⁹³. Einige eherene Leuchter dieser Zeit, auch mit Figuren als Kerzenträger, haben sich erhalten (Abb. 36, 37). Als es gegen 1400 gelang, gegossenes Messing auf Hochglanz zu polieren, hat offenbar der Wunsch, solche glänzenden Lichtträger zu besitzen, schnell um sich gegriffen. Doch erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts scheint der mehrarmige Leuchter mit vier oder fünf Armen (*Pipen*) zum selbstverständlichen Besitz eines reicheren Haushalt gehört zu haben.

Lichtkronen aus Eisen hat es, wie ein neuerer Fund beweist, schon im hohen Mittelalter gegeben. In den Testamenten wie auf Bildern begegnen wir Messingkronen im häuslichen Bereich erst im 15. Jahrhundert¹⁹⁴.

Laternen hatten vielfach ein Gestell aus Eisen oder Erz (Abb. 38) und einen Windschutz aus Horn. Ihr Wert war also begrenzt. Sie werden nur selten in Testamenten erwähnt, doch gewiß nicht zufällig häufiger in dänischen und schwedischen¹⁹⁵. Dort gehörten sie mehr noch als in südlicheren Breiten in den langen Nächten des Winters zum unentbehrlichen Hausgerät.

¹⁹³ Kölner Schadenprotokoll von 1375/77 (wie Anm. 12): *5 große zenen lucher*; — Kölner T. E 122 (Hermannus de Eylsse) 1387: *tria candlabria stannea de melioribus*; — von Melle, 480/81, 1413: *1 paar flamsche lucher* (d. h. Messingleuchter). — In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts tauchen immer wieder Messingleuchter mit mehreren *pipen* auf. Bei den kupfernen Leuchtern in den dänischen Testamenten hat es sich vielleicht um eherne gehandelt, denn in Skandinavien kannte man dieses etwas unverbindliche Wort *ehern* nicht (Dänische T. Nr. 54 [1359] und Nr. 66 [1379]: *candelabrum cupreum*).

¹⁹⁴ Zuerst dargestellt auf dem Vermählungsbild der Arnolfini von van Eyck in London (1434); erwähnt fand ich eine solche Krone in Braunschweiger T. B. N. Bl 166 (1485): *1 messingen krone, die auf der huskammer hangt*. — Ob es sich bei einem Dänischen Testament von 1418 (Dänische T. Nr. 82, zweimal *1 krunaere*) um Lichtkronen gehandelt hat, ist nicht sicher.

Löffel

Der Löffel war üblicherweise aus Holz oder Horn. Als sich die Bürger ein Tafelsilber zulegten, sollten natürlich auch die Löffel aus Silber sein. Im allgemeinen bevorzugte man Löffel durchweg aus Silber, in Süddeutschland Löffel mit einer Laffe aus Buchholz und einem silbernen Griff. Schon im 14. Jahrhundert verfügten vermögende Familien über größere Serien silberner Löffel, ein, zwei Dutzend oder noch mehr¹⁹⁶. Mit derartigen Serien begnügten sich im allgemeinen auch die fürstlichen Silberkammern, offenbar, um sich vor Diebstahl zu schützen, darauf bedacht, silberne Löffel nur in überschaubarem Rahmen zu benutzen. In den Städten suchten selbst Leute von bescheidenem Wohlstand wenigstens einen silbernen Löffel zu besitzen.

Die silbernen Löffel wurden im Mittelalter meist nicht zum Essen gebraucht, denn auf den Gastmählern gab es keine Suppen. Sie dienten vor allem zum Auftun der zähflüssigen Gewürztonke und des Nachtisches, der *krude*. Suppen und breiartige Gerichte galten als derbe Kost. Diese wurde natürlich mit Löffeln gegessen. Es gab nebeneinander langstielige und kurzstielige Löffel. Die kurzstieligen waren vor allem im ausgehenden 15. und frühen 16. Jahrhundert verbreitet. Für den Gebrauch auf Reisen und wohl auch für Gastmähler, bei denen keine Löffel gedeckt wurden, legten sich die Bürger einen Klapplöffel, einen „Folgelöffel“, zu¹⁹⁷. Die in größeren Mengen gefundenen Zinn- und Messinglöffel gehören im wesentlichen erst dem 16. und 17. Jahrhundert an.

Messer s. Kopf

¹⁹⁵ Lübecker T. R. Nr. 1207 (1367): *lucerna manuleam*. — Dänische Testamente Nr. 51 (1353), Nr. 54 (1359), Nr. 66 (1379) und öfter: *laternam*, oder *laternam manuleam*; — Svensk Dipl. V Nr. 4074 (1346): *meam lucernam*.

¹⁹⁶ Ich will mich auf Lübecker Beispiele beschränken, nämlich Lübecker T. R. Bd. II Nr. 714 (1358): *16 silbernen Löffel*; — Nr. 904 (1361): 22; — Lübecker T. R. 1208 (1367): *ein drossin*; — 1219 (1367): 15; — von Melle, 271 (1376): 16; — 370 (1386): 12; — 442 (1399) mindestens 20; — 525/28 (1415): 40; und in dieser Zeit immer wieder 12. — Als Literatur: Realexikon, Stichwort Besteck.

¹⁹⁷ Z. B. Lübecker T. R. 1229 (1367): *coclear flexibile proproie voldelepel*.

Messer, Mest

Das Messer gehörte im allgemeinen nicht zum Hausrat, es wurde gewöhnlich am Gürtel getragen. Es gab Männer- und Frauenmesser¹⁹⁸. Die in den Basler Beschreibbüchlein erwähnten Messerschüsseln¹⁹⁹ machen es wahrscheinlich, daß Messer gelegentlich doch bei Tisch angeboten wurden. Besonders sorgfältig waren die Messer zum Vorschneiden ausgebildet. In den Testamenten werden immer wieder Messer mit silbernem oder silberbelegtem Griff aufgeführt, meist nur ein oder zwei. Dies dürften meist die Messer gewesen sein, die man am Gürtel trug. Gelegentlich wird das Messer auch ausdrücklich als Bestandteil des Gürtels herausgestellt²⁰⁰. In den Sammlungen haben sich zahlreiche Messer erhalten, deren Griffe mit einfacheren Materialien, etwa Zinneinlagen, verziert waren. Messer mit Griffen aus Elfenbein oder Bergkristall werden in den bürgerlichen Testamenten kaum erwähnt²⁰¹.

Mischgefäße

Bekanntlich wurde im Mittelalter der Wein meist mit Wasser vermischt getrunken. Im allgemeinen kam man beim Mischen mit den üblichen Gefäßen aus; man bediente sich verschiedener Kannen. In Basel werden auch zinnerne und silberne Mischkannen ausdrücklich erwähnt²⁰². In Städten wie Köln hat man offenbar ein besonderes Gefäß zum Mischen des Weines besessen, das *mengfat*²⁰³. In der goldenen Bulle König Wenzels ist das Zeremoniell auf höchster Ebene deutlich ablesbar dargestellt. Neben dem Mundschenk des

¹⁹⁸ Wiener T. B. Bl. 185 (1405): *ein Mannsmesser mit Silber, ein Frauenmesser mit Silber*.

¹⁹⁹ Heierle, 92 f.

²⁰⁰ Lübecker T. R. Bd. II, Nr. 676 (1358): *scinen silbernen Gürtel mit dem silbernen Messer*; — von Melle, 515 (1414): *mynen sulvernen Gordel unde deme mest (Messer) dar dar immer hanghed*.

²⁰¹ von Melle, 469 (1390): *mest mit vergoldetem biworpen (Griff)*; — Lüneburger T. vom 27. 11. 1444 (ein Lübecker Kanonikus): *unum cultellum cum manubrio cristalino deaurato*.

²⁰² Heierle, 25/26.

²⁰³ Quellen zur Geschichte des St. Kastorstifts in Koblenz, Bd. II, Nr. 1363 (1379): *mixtile argentea*; — Kölner T. J. 126, Heinrich Juede, 1436: *ein silbernes Mengpotgin*; — Johann Sudermann, 1443: *silveren mengevasser*.

deutschen Königs, des Königs von Böhmen, der den mit Wasser vermischten Wein dem erwählten König zu reichen hatte, ist ein Tisch gestellt, auf dem nacheinander aufgereiht sind: Die Weinkanne, ein steilwandiges, rundes Gefäß, offenbar das Mischgefäß, ein weiteres Gefäß, offenbar der Wasserbehälter, und schließlich ein gedeckter Kopf mit hohem Fuß, das eigentliche Trinkgefäß²⁰⁴.

Mörser

Der Mörser ist wahrscheinlich das älteste dickwandige Bronzegefäß des Mittelalters. Er wurde zunächst vor allem im Gewerbe, insbesondere in den Apotheken, benutzt. Im 14. Jahrhundert wollten auch größere Haushalte nicht mehr auf den Mörser verzichten, selbst in Wien nicht, wo man die ehernen Töpfe nicht kannte²⁰⁵. Diese fast unverwüstlichen Gefäße blieben oft jahrhundertlang in Gebrauch, gelangten vielfach unmittelbar aus Haushalten und Apotheken in die Sammlungen. Der Mörser gehört jedoch zu den Gefäßen, die verhältnismäßig selten aufgeführt werden. Auch besaß man gewöhnlich nur ein Exemplar.

Napf s. Kopf

Nuss s. Kopf

Pfanne, Schapen, Feuerpfanne (lateinisch *patella*), *Braupfanne, Salzpfanne* (lateinisch *sartago*)

Eiserne Pfannen gehören schon zum hochmittelalterlichen Kücheninventar. Seit dem 14. Jahrhundert werden eherne, eiserne und kupferne

Pfannen in den Testamenten erwähnt. In Niedersachsen (Braunschweig, Lüneburg) hießen sie *deghele* (Tiegel).

Die Pfannen dienten auch zum Kochen²⁰⁶. Im allgemeinen besaß man in einem größeren Haushalt nicht mehr als 1 bis 3 Pfannen.

Eherne oder kupferne Feuerpfannen oder -schapen werden verhältnismäßig häufig erwähnt. Sie dienten zum Erwärmen der Nebenräume, insbesondere der Altenteilerwohnung. Auf diesen Pfannen wurde mit Holzkohle geheizt. Die Feuerpfanne war gewöhnlich sehr flach. Sie hatte wie die übrigen Pfannen drei Beine und wohl auch einen hohlen Schaft zum Einsetzen eines hölzernen Griffes. Die Gefäße, die als Feuerpfannen bezeugt sind (Abb. 29), stammen durchweg aus Großräumen. Sie sind daher nur bedingt zum Vergleich heranzuziehen. Als Sonderform ist die Feuerpfanne aus dem 38 Meter langen Hansesaal des Lübecker Rathauses (heute im St.-Annen-Museum) zu betrachten. Diese Pfanne in Form eines flachen Kastens ist mit kleinen massiven Rädern versehen.

Zu den teuersten Geräten aus unedlem Metall gehörten die Braupfannen aus Erz oder Kupfer. Ihr Preis lag bei 35 Mark, Geld genug, um 4 bis 5 gute Pferde einzukaufen²⁰⁸. Bier gebraut hat man überall, doch war das Brauen in den Städten gewöhnlich gewerblich organisiert und nicht jedermann erlaubt. Die Salzpfannen waren aus billigem Blei. Sie gehörten nicht zum Hausrat, denn sie lagen in den Salinen²⁰⁹.

Pinte s. Becher und Kanne

Platten

Bei Tisch hatte normalerweise jeder Gast eine kleine runde oder viereckige Platte aus Holz

²⁰⁴ Österreichische Nationalbibliothek, Codex Vindobonensis 338, außer in der Facsimile-Ausgabe in der Reihe der Codices selecti (Graz 1977) neuerdings (1978) auch in den Bibliophilen Taschenbücher Nr. 84, Die Goldene Bulle, einzusehen.

²⁰⁵ Erste Erwähnungen: Svensk Dipl. Bd. III, Nr. 2075 (1316) und Nr. 2600 (1316); Lübecker T. R. Bd. I, Nr. 224 (1344) und Nr. 349 (1350); — Gonon, 105 (1316): *unum mortier ad faciendum salsam et unum petil*.

²⁰⁶ von Melle, 316 (1382): *meam pateram proprie schape, in qua bulitur*. — Bei der Pfanne, Grieg Fig. 115, dürfte es sich wegen der Tiefe des Gefäßes um eine solche Kochpfanne gehandelt haben. — Lübecker T. R. Bd. II, Nr. 494 (1353): *piscium patellam*.

²⁰⁷ Z. B. Lübecker T. R. Bd. II Nr. 494 (1353): *ignilem patellam*; — Lübecker T. R. Nr. 1582 (1370): *patellam que in vulgari vurschape*; — Nr. 1583 (1370): *patellam proprie vurschape*; — Braunschweiger T. B. Bl. 26/27 (1395) *vurpannen* (während das Küchengerät hier stets *deghele* heißt) — Bl. 131/32 (1444) *1 kupferne Feuerpfanne*. — Die flache Pfanne, Grieg, Abb. 173, könnte eine Feuerpfanne gewesen sein.

²⁰⁸ Lübecker T. R. Nr. 1155 (1366): große *sartago* im Werte von 36 Mark.

²⁰⁹ Ein Original aus späterer Zeit im Lüneburger Museum.

(*Tablett, Teller, Blettlin, Bricke*) vor sich liegen. Auf diese wurde das Brot und auf das Brot die Speise gelegt. Wie die Gemälde des 15. Jahrhunderts zeigen, waren diese Platten, rund oder eckig, damals bei begüterten Familien durch zinnerne ersetzt worden. In den deutschen Urkunden des 14. Jahrhunderts tauchen solche Platten nur ausnahmsweise auf, in den französischen dagegen häufiger.

Zum Auftragen der Speisen hat es auch größere Platten gegeben. Unter solchen Platten verstand man wohl auch sehr flache Gefäße mit einem breiten Rand, die wir heute als Teller bezeichnen würden²¹⁰. Mit dem Aufkommen von Platten und anderem Kleingerät wuchs das Zinnzeug in größeren Haushalten auf mehrere Zentner an. Platten aus Silber kommen in bürgerlichen Testamenten nur ausnahmsweise vor²¹¹.

Püsterich

Ein ehernes Gefäß auf drei Beinen in Form eines pustenden Monstrums. Der Mund ist zugleich die Öffnung. Das Gefäß wurde mit Wasser oder einer brennbaren Flüssigkeit gefüllt und dann erhitzt²¹². In den ausströmenden Dampf oder der brennenden Flüssigkeit sah man das Wirken geheimnisvoller Mächte. Der Vorgang war ein vielbestauntes Spektakel. Bereits im 13. Jahrhundert beschrieb Albertus Magnus den Püsterich, betont dabei, daß dieses Gefäß auf drei Beinen stehen müsse. Ein wohl aus dem 13. Jahrhundert stammendes Exemplar befindet sich im Musée des Arts et Decoratives in Paris.

Salser s. Schüssel

²¹⁰ G o n o n, 106. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts werden hier zinnerne Platten in den Haushalten reicher Leute erwähnt, die kleinen, zu deutsch *Bricken*, hießen *droblers* oder *droblier*, die größeren *platellum* oder *plateaux*. In dem Kölner Schadenprotokoll von 1375/76 (wie Anm. 12): *item 4 groise zenen plateil ind 32 zenen scotelen ind 15 tablyt*. — Auch bei Heierle, 103/04 werden große und kleine zinnerne Platten reichlich genannt. Für die Testamente waren die Platten wohl zu geringwertig, um aufgeführt zu werden. Gefunden wurden zinnerne Bricken bei den Ausgrabungen an der deutschen Brücke zu Bergen (G r i e g, Fig. 106—108) sowie in Holland.

²¹¹ Z. B. Lübecker T. R. Nr. 1029 (1364).

²¹² F e l d h a u s (wie Anm. 9) 298 f.

Salzfass, Soltvat und andere Gewürzbehälter

Im Mittelalter liebte man für unsere Begriffe ein Übermaß an Gewürzen. Um den Wert der teuren Gewürze herauszustellen, war reichen Gastgebern kein Aufwand zu groß. So werden in den Bürgertestamenten neben silbernen auch goldene Salzfässer erwähnt. Die zinnernen und hölzernen waren zu billig, um angeführt zu werden. An Salzfässern, die nicht mit den Salsern (s. *Schüssel*) verwechselt werden dürfen, besaß man gewöhnlich nur 2 bis 4. Im allgemeinen hatten diese Gefäße einen schalenförmigen oder büchsenförmigen Körper. Die büchsenförmigen wurden auch als Puderbüchse bezeichnet. Ein besonderes Gerät war die Senfmühle²¹³. Um mehrere Gewürze nebeneinander anbieten zu können, hatte man schon früh Zwilling- oder Drillingsgefäße entwickelt. Trumpf waren jedoch die silbernen Gewürzschiffe wie sie durch Darstellungen wie Inventare bereits für das 14. Jahrhundert an Fürstenhöfen bezeugt sind²¹⁴. Diese Schiffe erinnerten zugleich an die ferne Herkunft der angebotenen Gewürze. Ein solches Gewürzschiff aus Holz mit silbernem Fuß ist auch in einem Braunschweiger Bürgertestament von 1429 erwähnt²¹⁵. Ein Baseler Goldschmied war 1437 im Besitz einer vergoldeten Burg mit Salzfässern und Korallenzinken darauf²¹⁶.

Schale (lateinisch *ansa, cuba*) in Lübeck besonders häufig — *ciphus, fiola, lanx, parapsis, patera, scala* (lateinisierte Form), *tassa, tazza*.

In Köln und anderen Bereichen, wo die Geistlichkeit dominierte, bevorzugte man *fiola* und *tassa*, Vocabeln, die für den Kopf und den Napf nicht verwendet wurden. Als Schale bezeichnete man im Gegensatz zur tiefen Schale, dem Kopf

²¹³ Lübecker T. R. Bd. II, Nr. 860 (1361): 3 goldene *salzales*. — Silberne Salzfässer werden in Testamenten reicher Leute immer wieder angeführt; von M e l l e, 487 (1413) und 546 (1431): *1 sulverne puderbussen*. — Senfmühlen werden erwähnt im Testament Bocholt (s. Anm. 83), Dänische Testamente Nr. 51 (1353), Braunschweiger T. B. N. Bl. 48 (1431).

²¹⁴ Ch. O m a n, *Medieval silver Nefs*. Monograph. Nr. 15, Victoria und Albert Museum London (1963).

²¹⁵ Braunschweiger T. B. A. Bl. 97 (1429): das Schiff mit dem silbernen Fuß.

²¹⁶ Heierle, 259.

oder Napf, nur die flache Schale (Abb. 3, 4). Die Form kam Drechslern und Silberschmieden besonders entgegen. Daher hat es seit alters in allen Kulturen hölzerne und silberne Schalen gegeben. Auch im Mittelalter war die Schale das übliche Trinkgefäß, aus Holz für die wenig begüterten, aus Silber für die Reichen. Die silbernen Schalen bildeten in Deutschland, Frankreich, England und auch weitgehend in Skandinavien den Hauptbestandteil des Tafelsilbers. Erst im 15. Jahrhundert wurden die Schalen langsam durch den handlicheren Becher ersetzt. Vermögende Leute besaßen meist eine größere Zahl von Schalen, aber nur selten mehr als ein Dutzend²¹⁷. Die silbernen Schalen waren auch beliebt als Erinnerungsgaben, etwa an die Testamentsvollstrecker. Die Zahl der Schalen, die im Mittelalter aus den Werkstätten der Goldschmiede hervorgingen, läßt sich nur schwer abschätzen. Sie muß aber fünfstellig oder sechsstellig gewesen sein²¹⁸. Viele dieser Schalen wurden bereits auf Grund testamentarischer Verfügungen wieder eingeschmolzen (ebenso wie die silbernen Gürtel), um Kelche aus dem Silber anfertigen zu lassen, so, als wollten die Leute ihre Weltlust im Tode auf Kosten der Erben durch eine fromme Tat sühnen.

Der Boden der Schalen war gewöhnlich verziert, und zwar mit einer Gravierung (Abb. 3), mit Treibarbeit oder auch mit einem Email (Abb. 4), ausnahmsweise auch mit einem Niello. Die Mitte, ob rund oder passig abgesetzt, schmückten meist figürliche Darstellungen, Heiligenfiguren oder auch profane Szenen²¹⁹. In den Testamenten werden besonders häufig Schalen angeführt, die mit dem Wappen des Besitzers gekennzeichnet waren. Im 15. Jahrhundert kamen dann auch Schalen auf, in denen eine Figur²²⁰ stand. Die meisten Schalen waren wenigstens teilweise vergoldet. Goldene Schalen waren wie alle goldenen Gefäße seltene Ausnahmen.

Die meisten Schalen waren rund. Als Wert oder Gewicht wird häufig eine Mark (*lodech* oder *puri*)

angegeben, sie wogen also knapp ein Pfund. Es gab vereinzelt auch größere Schalen. Neben den einfachen runden Schalen ohne Fuß gab es auch Schalen mit hohem Fuß (später nannte man sie *tazze*), mit mehreren Füßen, mit Deckel, mit einer Handhabe (Abb. 12) — diese wurden Ohrenschaalen genannt —, und schließlich auch oblonge, passige (Abb. 12) und eckige²²¹.

Von diesem Reichtum an Schalen, der uns in den Testamenten entgegentritt, haben sich nur wenige Beispiele erhalten. Zu nennen sind einige ältere Schatzfunde und aus dem 14. Jahrhundert einige Schätze, die beim Einfall der Dänen 1361 auf Gotland vergraben wurden (Abb. 13) (heute im Nationalmuseum zu Stockholm), ein Schatz der im vorigen Jahrhundert in Rouen zu Tage kam (Abb. 4) (heute über mehrere Museen zerstreut) und neuerdings noch der Lingenfelder Schatz (im wesentlichen im Museum zu Speyer), dazu kommen noch Einzelstücke im British Museum zu London²²², die Schale im Lübecker Museum (s. *Silbern Fuss*) und die Zeichnung nach der Armsünderschale am gleichen Ort.

Der Ausdruck Schale wurde im Mittelalter im wesentlichen für die hier beschriebenen Trinkgefäße aus Holz oder Silber verwendet. Zu fragen wäre, ob die gelegentlich erwähnten Schauschaalen²²³ Schalen zum Anschauen waren oder Schalen, die bei der Brautschau überreicht wurden. Daneben hat es immer Waagschalen aus Messing gegeben²²⁴. Von zinnernen Schalen wird nie gesprochen.

Schauer, Schower s. Kopf

²¹⁷ Vgl. Anm. 23.

²¹⁸ Vgl. Anm. 24.

²¹⁹ Lübecker T. R. Bd. II, Nr. 718 (1358): eine silberne Schale *in qua habetur ymago s. Olavi* und eine silberne Schale, in der sich ein goldener Adler befindet (vgl. Abb. 3).

²²⁰ Vgl. Anm. 144.

²²¹ Ohrenschaalen (Abb. 12) werden vor allem in Köln genannt; z. B. Kölner T. M 7, Syfridus de Malender (1385): *unam tasseam argenteam magnam cum una auricula*; — 2 M 25, Gobelinus dictus Martman (1387): *sex tasseas argenteas cum auribus*. — Eine oblonge Schale wird im Testament Bocholt genannt (wie Anm. 89).

²²² Franks Bequest (vergl. Anm. 80).

²²³ von Melle, 514 (1414): *2 sulverne togheschalen (togen = schauen)*.

²²⁴ Gerade die mittelalterlichen Waagschalen wie die des Lübecker St. Annen-Museums (Zeitschrift für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 29, 1938, 342 ff.) oder die aus Tonsberg (Grieg, Abb. 321) machen deutlich, daß der Ausdruck Schale nur an sehr flache Gefäße gebunden war.

Schüssel, Salser

Die Schüsseln zum Auftragen der Speisen waren gewöhnlich aus Holz, bei reichen Leuten seit dem 14. Jahrhundert aus Zinn (Abb. 34). Silberne Schüsseln sind in Bürgerhaushalten kaum anzutreffen²²⁵. Die Speisen wurden gern gedeckt, eine Schüssel über die andere gestülpt, aufgetragen. Die Schüsseln mußten also mit einem verhältnismäßig breiten Rand versehen sein. Solche Breitrandschüsseln haben sich aus späterer Zeit auch erhalten. Den Darstellungen nach muß es solche Schüsseln auch im Mittelalter gegeben haben. Bei Gastmählern liebte man im Mittelalter viele Gänge. Daher benötigte man im Haushalt größere Reihen von Schüsseln. In den Testamenten werden auch immer größere Serien zinnerner Schüsseln aufgeführt, ein oder zwei Dutzend²²⁶. Im 15. Jahrhundert werden auch Kohlschüsseln erwähnt²²⁷, also Schüsseln für eine ausgesprochene Alltagspeise. Die Form der Schüsseln scheint sich im Verlaufe der Jahrhunderte nur wenig verändert zu haben. Daher ist es schwer, zinnerne Schüsseln des 14. Jahrhunderts zu identifizieren, es sei denn, es ist ein festes Datum gegeben wie für die Schüssel, die bei der 1356 zerstörten Homburg gefunden wurde (Abb. 34, 35). Wie weit man die großen, mehr tellerartigen Gefäße zum Auftragen der Speisen als Platten oder als Schüsseln bezeichnete, muß offen bleiben.

Zu Tisch wurden auch kleine zinnerne Schüsseln gereicht, die Salser²²⁸ oder Saucenschüsseln. Sie enthielten ein Gemisch aus eingeweichtem

Brot und Gewürzen. Nach den Funden zu urteilen, hatten diese Schüsselchen, die Salser, einen verhältnismäßig breiten Rand (Abb. 35). Auch von den Salsern besaß man größere Serien, bis zu 18 Stück. Offenbar wurde jedem Gast oder wenigstens jedem Paar eine solche Schüssel serviert. Neben den Salsern gab es noch besondere Senfschüsseln (*sennepschottelen*), auch diese in größerer Zahl²²⁹.

Auch die hölzernen Eßnapfe wurden schließlich durch zinnerne ersetzt; vereinzelt schon im 14. Jahrhundert, meist erst im 15. und 16. Jahrhundert²³⁰. Diese Eßschüsseln benutzte man nicht bei Gastmählern, bei denen man sich auf Fleisch, Fisch und Süßigkeiten konzentrierte, sondern am Alltag, an dem Kohl, Grütze und ähnliche Speisen die Regel waren. Von den Messerschüsseln war schon beim Stichwort *Messer* die Rede gewesen.

Silbern Fuss

In den Testamenten werden häufig silberne oder hölzerne Gefäße mit einem silbernen Fuß erwähnt. Diese Füße mußten nicht immer mit dem Gefäß fest verbunden sein. So wird 1425 in einem Lüneburger Testament ein Fuß für einen *Schower* oder einen *Krudenap*, wofür man ihn nehmen wolle, genannt²³¹. Tatsächlich hatten die Silberschmiede mit dem sogenannten Bajonettverschluß eine Technik erfunden, die es erlaubte, einen Fuß mit einem Gefäßkörper fest zu verbinden. Die Lübecker Sprichwörterschale weist bereits einen solchen Verschluß auf, war also ursprünglich mit einem Fuß verbunden. Es ist aber nicht ganz sicher, daß die Schale wie das Niello auf dem Schalenboden ebenfalls dem 14. Jahrhundert angehört²³².

²²⁵ Daher um so auffallender die 8 silbernen Schüsseln im Testament des Bischofs Bocholt (s. Anm. 89)! Die in Anm. 23 genannte silberne Schüssel, in der eine reiche Lübeckerin ihren Hausarmen das Essen servierte, ist mehr ein Kuriosum.

²²⁶ Z. B. Lübecker T. R. 1096 (1365): 24 zinnerne Schüsseln und 18 salser. — In dem in Anm. 12 erwähnten Schadenprotokoll von 1375/77 werden 32 zenen scotelen ind 15 tablyt aufgeführt. In diesem Fall dürften die Salser bei Schüsseln mitgezählt sein; — s. auch Gonon, 106 Anm. 3; — mittelalterliche Zinnschüsseln auch bei Grieg, Abb. 102 und 103.

²²⁷ U. B. der Stadt Lübeck Bd. VII Nr. 701. Zwar ist nicht ausdrücklich von zinnernen Kohlschüsseln die Rede, doch werden die Schüsseln zusammen mit Gegenständen aufgeführt, die sicher aus Zinn waren.

²²⁸ Zu dem Zahlenverhältnis s. Anm. 226 sowie Heierle, 96. — Durch ihren auffallend kleinen Durchmesser erweisen sich die Schüsselchen aus der Homburg und von der deutschen Brücke in Bergen (Grieg, Abb. 104 u. 111) als Salser. Bei einem Durchmesser von 8 cm (Homburg) ist der Rand nur im Verhältnis zur Schale auffallend breit!

²²⁹ Heierle, 95. Für Lübeck die gleiche Urkunde wie für die Kohlschüsseln in Anm. 227.

²³⁰ Heierle, 97. — Über mittelalterliche Eßgewohnheiten habe ich in einem Heft zu einer Ausstellung berichtet: Essen und Trinken in alter Zeit (Lübeck 1974). Besonders aufschlußreich ist die Liste eines Magisters, der über das Essen, das ihm seine Wirtin vorgesetzt hat, Buch geführt hat.

²³¹ Lüneburger T. vom 21. 3. 1425, Geseke Sprintintgud: *eynen sulvernen vot to eynem schower edder to eynem crudenappe, wo man dat nomen wil*.

²³² Lübeck St. Annen-Museum, Bilder und Hausgerät (1969) Nr. 451. Was ich dort in der Beschreibung als Einlassungen für drei verlorene Füße hielt, stellt in Wahrheit einen typischen Bajonettverschluß dar.

Als sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts der Glasbecher auch in Deutschland allgemein durchsetzen konnte, tauchen in den Testamenten plötzlich silberne Glasfüße auf, *Füße, da man pflegt Gläser aufzuschrauben*. Solche Glasfüße, oft von erheblichem Wert, werden in den Testamenten des 15. Jahrhunderts häufig erwähnt. Die Reihe beginnt mit einem silbernen Fuß für ein venetianisches Glas in einem Lüneburger Testament ²³³.

Silbern Glas s. Becher

Stauf, Stop s. Becher

Straussenei s. Kopf

Tablett s. Platte

Tafelsmide s. Fass

Teller s. Platte

Tiegel, Deghel

Der Tiegel spielt einmal im handwerklichen Bereich eine Rolle, bezeichnet dort vor allem feuerfeste Gefäße in Form einer Kachel. Tiegel kann auch für Pfanne stehen, in Niedersachsen (Braunschweig, Lüneburg) hat der Ausdruck Deghel im Mittelalter den Ausdruck Pfanne sogar gänzlich verdrängt.

Trinkhorn, Greifenklaue (lateinisch *cornu* oder *ungula*)

Hörner von Rindern wurden seit alters gern als Trinkgefäße hergerichtet. In Skandinavien standen die Trinkhörner bis in das 16. Jahrhundert hinein in hohen Ehren ²³⁴. Seit dem 13. Jahrhun-

²³³ Lüneburger T. vom 4. 2. 1414, Johann von Lippinghausen: *vitrum Venetianum cum pedibus argenteis*; — Braunschweiger T. B. A. Bl. 92 (1423): *ein glas mit einem sulvernen vote*; — von Melle, 554 (1436): ein vergoldeter Glasfuß; — Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, 1898, Testament Rapesulver 1439: *Item vier vote dar me glaz uppeschruven machen*; — Reallexikon Stichwort Becherschraube. — Abgebildet sind solche Glasfüße aus dem frühen 15. Jahrhundert bei M. Meis, French Painting in the time of Jean die Berry (London 1969) Bd. II, Taf. 12.

²³⁴ J. Olrik, Drikkehorn och Solvtoj fra Middelalder og Renaissance (Kopenhagen 1909). — Eine Übersicht über die Trinkgefäße in Skandinavien bringt der Jahrgang 1964 der Zeitschrift Kulturen.

dert hat es dort auch hölzerne Trinkhörner gegeben ²³⁵. Große Herren besaßen ganze Reihen von Trinkhörnern und verteilten in ihren Testamenten Stück um Stück an höher gestellte Personen oder an Gefolgsleute ²³⁶. Ein Teil dieser Hörner war gefaßt, hatte ein Gestell aus vergoldeter Bronze, seltener aus Silber.

Eines der frühen hölzernen Hörner hat einen Greifen als Griff ²³⁷. Offenbar hat man schon damals einzelne Hörner mit den Krallen von Raubvögeln in Verbindung gebracht. Es sind aber immer nur einzelne Hörner, wohl ausländischer Herkunft, die in den schwedischen Testamenten als *klo* = Kralle oder *gamsklo* = Geierkralle bezeichnet sind. Aus dieser Vorstellung heraus gab man solchen Hörnern ein Gestell in Form eines Vogelfußes oder eines Vogels. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts einigte man sich meist auf den Namen *gripesklowe*, Greifenklaue. Doch kommen auch weiterhin andere Ausdrücke wie Wei-

²³⁵ A. Andersson, Tva medeltida Dryckeshorn av Trä. Fornvännen 1958, 97 ff. — In einem schwedischen Testament von 1342 wird von einem Horn *dictum plath* (= *plather* = *pladeren*), also einem hölzernen Horn gesprochen. Svensk Dipl. Bd. IV, Nr. 3661.

²³⁶ Z. B. Dänische T. Nr. 37 (um 1338), Nr. 42 (1345), Nr. 45 (1350); — Svensk Dipl. Bd. IV, Nr. 3691 (1343), Bd. IX, Nr. 6447 (1361).

²³⁷ Vgl. Anm. 235.

²³⁸ In den schwedischen Testamenten wird wie in den dänischen meist nur vom Horn gesprochen, daneben auch vom Tierhorn (im Gegensatz zu den hölzernen) und vom Kuhhorn. Besonders herausgehoben ist immer die Kralle (*klo*), z. B. Svensk Dipl. I, Nr. 301 (1238) Bd. V Nr. 3790 (1343), oder Dänische Testamente Nr. 45 (1350). Svensk Dipl. Bd. IV Nr. 3661: *gamsklo* = Geierkralle; — in Nr. 3691 statt dessen *ungula*; — Dänische T. Nr. 86 (1429) dann: *ungula griphonis*; — in Lübeck kommt *ungula* zuerst im Testament Bocholt (1341) (s. Anm. 89) vor: *gripesklowe*, von Melle, 408 (1390) und 540 (1424). In Lübeck werden Trinkhörner verhältnismäßig häufig erwähnt, doch läßt sich meist eine besondere Beziehung des Besitzers zu Skandinavien nachweisen. In Basel heißt es 1532: *schwartz horn, mit sylber beschlagen, hat ein fuß, ist ein sylbrin vergülten wygenclawen, und ein sylberin lyd (Deckel), mit einer Cronen, und einem Mann daruff* (Major wie Anm. 4, 273). Dieses Zitat macht deutlich, daß schließlich Ausdrücke wie Greifenklaue oder Weihenklaue von der Gestalt des Gestelles hergeleitet wurden.

²³⁹ Beispiele von Trinkhörnern, die außerhalb Skandinaviens entstanden sind, s. Die Parler, Bd. III, 1667; — Kohlhausen, Nürnberger Goldschmiedekunst (wie Anm. 167) 138 ff. Die von Kohlhausen ins Gespräch gebrachte Verbindung der Greifenklaue mit dem Kult des Hl. Cornelius ist sekundärer Natur.

henklaue vor. Sicher gab schließlich die Form des Gestelles den Ausschlag, ob man von einem „Horngefäß“ oder einer „Greifenklaue“ sprach²³⁸.

Außerhalb Skandiaviens wurden die gefaßten Trinkhörner mehr als Kuriositäten betrachtet. Als

Kuriositäten, deren Fassung beim Einschmelzen kaum Gewinn versprach, haben sie die Zeiten sehr viel besser überdauert als die reinen Silbergefäße²³⁹.

Tympet s. Kanne

8. Literatur- und Quellen-Abkürzungen

- Braunschweig T.B.A. = Testamentbuch der Stadt Braunschweig, Altstadt 1358—1446, unveröffentlicht, blattweise nummeriert, Archiv der Stadt Braunschweig.
- Braunschweig T.B.N. = Testamentbuch der Stadt Braunschweig, Neustadt 1392—1494, unveröffentlicht, Archiv der Stadt Braunschweig.
- Dänische T. = Testamenter fra Danmarks Middelalder, herausg. von Kr. Erslev (Kopenhagen 1901).
- Dexel = Walter Dexel, Das Hausgerät Mitteleuropas (Braunschweig – Berlin 1962).
- Gedichte vom Hausrat = Gedichte vom Hausrat aus dem XV. und XVI. Jahrhundert mit einer Einleitung von Th. Hampe (Straßburg 1899).
- Gonon = Marguerite Gonon, La vie familiale en Forez au XIV^e siecle et son vocabulaire d'après les testaments.
- Grieg = Sigurd Grieg, Middelaldereske Byfund fra Bergen og Oslo (Oslo 1933).
- Heierle = Paul Heierle, Die Gefäßbezeichnungen der Baseler Beschreibbüchlein (Diss. Basel 1969).
- Lübecker T.R. = Lübecker Testamentsregesten im Archiv der Hansestadt Lübeck. Es handelt sich um Übersetzungen der ersten 1600 Bürgertestamente von 1278—1370 unter Auslassung der üblichen Formeln. Unklare Ausdrücke sind im Originaltext hinzugefügt.
- Lübecker T.R.Bd.I = Regesten der Lübecker Bürgertestamente des Mittelalters, Bd. I, 1278—1350, herausg. von A. v. Brandt. Nr. 1—423 der Lübecker Testamentsregesten.
- Lübecker T.R.Bd.II = Regesten der Lübecker Bürgertestamente des Mittelalters, Bd. II, 1351—1363. Nr. 424—1021 der Lübecker Testamentsregesten.
- von Melle = Abschriften der Bürgertestamente im Archiv der Hansestadt Lübeck.
- Lüneburger T. = Lüneburger Testamente im Archiv der Stadt Lüneburg, unveröffentlicht. Eine Veröffentlichung wird von Frau Reinhardt vorbereitet.
- Kölner T. = Kölner Testamente, im Archiv der Stadt Köln, unveröffentlicht. In Bruchstücken ist aus diesen Testamenten zitiert in B. Kuske, Quellen zur Geschichte des Kölner Handels und Verkehrs im Mittelalter, Bd. 3 (Köln 1923). Unterdessen haben jedoch die Testamente neue Nummern erhalten!
- Die Parler = Die Parler und der Schöne Stil 1350—1400, Europäische Kunst unter den Luxemburgern — Ein Handbuch zur Ausstellung des Schnütgen-Museums und der Kunsthalle Köln, 3 Bände (Köln 1978).
- Reallexikon = Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte (Stuttgart 1937 ff.).
- Svensk Dipl. = Svensk Diplomatarium Bd I—X (Stockholm 1829—1974).
- The secular spirit = The secular spirit: Life and art at the end of the Middle Ages, The Metropolitan Museum of Art (New York 1975) (Ausstellungskatalog).
- U.B. = Urkundenbuch.
- Wiener T.B. = Wiener Testamentbuch Bd. I (1396—1411). Unveröffentlicht, im Archiv der Stadt Wien. Das Buch enthält neben Testamenten auch verwandte Urkunden.
- Die Zeit der Staufer = Die Zeit der Staufer, Katalog der Ausstellung in Stuttgart 1977, 4 Bände (Stuttgart 1977).